Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfzehnter Jahrgang

Nr. 25 — Marburg i. H., den 20. Juni — 1901

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1534 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Lutherworte — Die deutsche Ostmark und der Gustav Adolf-Verein — Der Evangelisch-soziale Kongreß in Braunschweig. Schluß — Gewesene Menschen (Ostwald, Gorki) — Die Heilungen der Christian Scientists — Neue Zeitschriften (Die Religion der Menschheit, Das freie Wort u. a.) — Verschiedenes: Flugschriften des neuen Frankfurter Verlags; Noch einmal Maxim Gorki — Kleine Mitteilungen — An unsere Leser — Quittung — Anzeigen

Lutherworte

Christus sagt: „Ein böser Baum trägt keine gute Frucht. Ein guter Baum trägt keine böse Frucht." Nun ists offenbar, daß die Früchte tragen nicht den Baum, so wachsen auch die Bäum' nicht auf den Früchten, sondern wiederum, die Bäum' tragen die Früchte, und die Früchte wachsen auf den Bäumen. Wie nun die Bäume müssen ehe [früher da-] sein denn die Frucht, und die Früchte machen nicht die Bäum' weder gut noch böse, sondern die Bäum' machen die Früchte: also muß der Mensch in der Person zuvor fromm oder böse sein, ehe er gute oder böse Werk' thut, und seine Werk' machen ihn nicht gut oder böse, sondern er macht gut' oder böse Werk'.

Das Gleiche sehen wir in allen Handwerken. Ein gut oder böse Haus macht keinen guten oder bösen Zimmermann, sondern ein guter oder böser Zimmermann macht ein bös oder gut Haus.

Von der Freiheit eines Christenmenschen 1520

Die deutsche Ostmark und der Gustav Adolf-Verein

1

Seit mehreren Jahrzehnten wird stets von Neuem darauf hingewiesen, wie im deutschen Osten in den vormals polnischen Landesteilen ein fortdauerndes Zurückweichen des deutschen Bevölkerungselementes vor dem polnischen sich vollziehe. Durch die verschiedensten Mittel haben Regierung wie Privatkreise versucht, dem Deutschtum im Osten Hilfe zu bringen, aber düsterer sind die Nachrichten aus dem Osten nie gewesen, als gerade im letzten Jahre.

In der Politik Friedrichs des Großen war eines der vornehmsten Ziele die Gewinnung Westpreußens, um das deutsche Ordensland aus der Umklammerung durch das Polentum zu befreien. Was er frühzeitig schon ins Auge gefaßt hatte, konnte er erst 1772 bei der ersten Teilung Polens erreichen. Für die Einführung geordneter Verwaltung und Rechtspflege, Hebung des Wohlstandes in dem schwer vernachlässigten Lande, vor allem aber durch Heranziehung deutscher Kolonisten hat er in den letzten vierzehn Jahren seiner Regierung eine geradezu staunenswerte Thätigkeit entfaltet. Was König Friedrich in Westpreußen begonnen, ist nach der zweiten Teilung Polens auch auf die Provinz Posen übertragen worden, und die Germanisierung dieser beiden Landesteile hat dann stetigen Fortgang genommen. Nach Niederwerfung wiederholter gewaltsamer Erhebungen beginnt aber das Polentum auf einem andern Weg seine Wiederbelebung als Nation zu versuchen. Seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wird ganz allmählich ein polnischer Mittelstand herangezogen, der seinen Bildungsgang auf den von der preußischen Regierung sorgsam gepflegten Schulen durchgemacht hat und der deutschen Bevölkerung dann mit Erfolg entgegentritt. Die Mittel für die Regeneration des Polentums haben teils Privatleute, teils die national-polnische Geistlichkeit geliefert. Polen hat, so alt seine Geschichte ist, den besten Teil, seine Kulturelemente, aus Deutschland bezogen, und auch bei dieser jüngsten Wiederbelebung des Polentums sind die in Westpreußen und Posen ansässig gemachten Deutschen, die in das Polentum aufgingen, das wichtigste Element. Die zahlreichen Familiennamen beweisen das allein schon, nur darf man nicht vergessen, daß unter dem Einfluß der polnischen Geistlichkeit eine große Zahl ihre Namen ins Polnische übertragen haben. Die Gleichheit der Konfession hat es den katholischen Deutschen erleichtert, durch Einheiraten in polnische Familien in dem Polentum aufzugehen, während andrerseits der evangelische Deutsche hiervor ungleich besser gesichert ist. Für weite Kreise der Bevölkerung in unsrer Ostmark ist Katholisch gleichbedeutend mit Polnisch, Evangelisch mit Deutsch.

Die Hebung des wirtschaftlichen Wohlstandes bei den Polen hat zugleich den Rückgang bei den Deutschen zur Folge gehabt. In dem Maße wie für sie die Erwerbsverhältnisse ungünstiger werden und die Schärfe des nationalen Gegensatzes zunimmt, wird einer immer größeren Zahl der Aufenthalt verleidet und sie wenden sich nach andern Gegenden Deutschlands, wo das Fortkommen leichter ist. Die Gefahr, die der starke Wegzug des deutschen Elements aus dem Osten mit sich bringt, hat die preußische Regierung wohl erkannt. Daß hier nur durch große Mittel Hilfe geschafft werden kann, hat Fürst Bismarck dazu geführt, die Ansiedelungskommission ins Leben zu rufen; und der Erfolg hat bewiesen, daß ihre Thätigkeit, Landgüter, die dem Großgrundbesitz gehören, anzukaufen und deutschen Ansiedlern als Bauerngüter aufzuschreiben, das sicherste Mittel zur Kräftigung des Deutschtums bildet. Aber trotz der bald zwanzigjährigen Thätigkeit der Ansiedelungskommission ist es nicht gelungen, die Lücken, die der Abzug der deutschen Bevölkerung alljährlich bohrt, auch nur annähernd auszufüllen. Die vormals polnischen Landesteile und besonders Posen sind zu lange als Provinz behandelt worden; um Handel und Verkehr zu heben, bleibt dort noch so gar Viel nachzuholen. Aber nicht bloß das materielle, auch das geistige Leben bedarf der Hilfe. Der Bau von deutschen Vereinshäusern mit Staatshilfe mag an manchen Orten dienlich sein; die Stadt Posen selbst wird mit einem deutschen Theater, einem Museum und einer Kaiser Wilhelm-Bibliothek bedacht werden. Anstalten, von denen man heute schon behaupten kann, daß sie teilweise wenigstens auch den Polen zu Gute kommen. Kleine Büchereien, von einem tüchtigen Pfarrer oder Lehrer verwaltet, können zumal an kleineren Orten den geistigen und nationalen Sinn sehr wesentlich beeinflussen; bei der großen Bibliothek wird das Personal durch die Verwaltung in Anspruch genommen, auf die Benutzer wird es wenig Einfluß üben können.

Es fehlt der deutschen Ostmark noch durchaus an einem geistigen Mittelpunkte. Der kann auch durch die Begründung

der technischen Hochschule in Danzig nicht gewonnen werden; denn so wichtig sie für die materiellen Interessen der Ostmark ist, so hat doch Danzig schon seit der Hansazeit stets ein Sonderleben geführt, das von dem politischen Leben der Ostmark meist nur mittelbar berührt worden ist. Eine wirkliche Kräftigung kann das geistige Leben dieser Landesteile erst empfangen, wenn man sich entschließen wird, dort akademischen Studien eine Hochschule zu errichten. Wie kläglich bedacht ist der Osten der preußischen Monarchie gegenüber dem Westen, wie isoliert ist die Königsberger Universität, und wie oft klagen die dortigen Dozenten über diese Isolierung. Junge tüchtige Kräfte, Historiker, Theologen u. A., fänden in der Ostmark eine günstige Stätte ihres Wirkens und könnten zweifellos einen Mittelpunkt des geistigen Lebens schaffen, der ungleich mehr zur Kräftigung des deutschen Volkstums leisten würde, als alle die gegenwärtig angewandten Mittel. Wenn Oesterreich im fernen Czernowitz im Jahre 1874 eine deutsche Universität begründet hat, dürfte der preußische Staat mit einer ähnlichen Gründung wohl ungleich besseren Erfolg haben.

Ein Nationalitätenstreit ganz ähnlich dem zwischen Polen und Deutschen in unsrer Ostmark spielt sich in Böhmen ab zwischen Tschechen und Deutschen. Seit mehr als zwanzig Jahren ist es österreichische Staatskunst, dem Tschechenvolk Konzessionen zu machen auf Kosten der Deutschen. Die römische Geistlichkeit hält in Böhmen ebenso fest zu den Tschechen, wie in unsrer Ostmark zu den Polen. Und doch welcher Unterschied in dem Verhalten der deutschen Minorität in Böhmen! Trotz der fortdauernden Mißgunst der Regierung ist es den Deutschböhmen gelungen, ein festes Netz von Vereinen für die mannigfaltigsten geistigen, materiellen und nationalen Interessen auszubreiten, und nach vieljähriger unverdrossener Arbeit haben sie es dahin gebracht, dem stetigen Vordringen des Tschechentums Einhalt zu thun. Ganz auf die eignen Kräfte angewiesen, sind sie zu einer Macht geworden, mit der auch die österreichische Regierung rechnen muß. Zuzugeben ist allerdings, daß diese Kräftigung und Hebung des nationalen Bewußtseins bei den Deutschen in Böhmen sich vollzieht in einem von der Natur reich gesegneten Lande mit hoch entwickelter Industrie und gut ausgebauten Verkehrswegen. Aber niederschlagend ist es denn doch, daß dem Deutschtum in unsrer Ostmark die nationale Kraft nicht innewohnt, die die Deutschböhmen sich im Kampfe mit dem Tschechentum errungen haben.

2

Wie der Rückgang der deutschen und, was hier gleichbedeutend ist, der evangelischen Bevölkerung in den einzelnen Gemeinden sich geltend macht, mögen einige Beispiele erläutern. In dem westpreußischen Kreise Schlochau hat die Gemeinde Sampohl eine Vergleichung der kirchlichen Eintragungen aus den sechziger Jahren mit denen der neunziger Jahre vorgenommen: Taufen und Trauungen sind um 33 Prozent zurückgegangen, ohne daß irgend ein ungetraut gebliebenes Paar oder ein ungetauft gebliebenes Kind aufzuweisen wäre. Im Kreise Preußisch-Stargard klagt Swaroschin über den starken Rückgang der evangelischen Bevölkerung zumal in den beiden großen zu der Parochie gehörigen Bauerndörfern. Auf die Frage, weshalb er denn wegziehen wolle, antwortete dort ein Arbeiter seinem Geistlichen: „Mein Auskommen habe ich ja wohl, aber ich halte es unter den polnischen Katholiken, deren Sprache ich nicht verstehe und deren Wesen mir fremd ist, nicht länger aus; da ziehe ich lieber zu meinen Landsleuten.“ In der Posenschen Parochie Kostschin war das größte Dorf, Briesen, vor zwanzig Jahren noch völlig deutsch, inzwischen ist es zur Hälfte polnisch geworden; und triumphierend sagen heute schon die Polen das Jahr voraus, wo auch der letzte deutsche Evangelische ausgekauft sein werde. Aehnlich lauten die Berichte überall in der Ostmark, außer wo die Ansiedelungskommission thätig ist.

Ein eigenartiges Verhängnis aber ist es, daß deren Wirksamkeit mittelbar sogar die Auswanderung befördert. Den Kolonisten wird zu manchen andern Vergünstigungen auf fünfzig Jahre Freiheit von Schul- und Kirchenlasten zugesichert. Die altansässigen Deutschen aber, die schon so lange für ihre Nationalität mit dem Polentum gerungen haben, müssen diese Lasten tragen. Zu der Parochie Schidlowitz (Posen) gehört keine Schulgemeinde, die nicht weniger als 250 Prozent der Einkommensteuer für Schullasten zu bezahlen hätte. Alt-Sorge (Kreis Filehne) muß in den zur Parochie gehörigen Dörfern bis 200 Prozent Schul- und 60 Prozent Kirchensteuer aufbringen und obendrein noch 150 Prozent Kreis- und Kommunalsteuer. Solche Steuersätze bilden aber nicht die Ausnahme, sondern die Regel für beide Provinzen; kein Wunder, wenn dann die königliche Regierung so häufig die Genehmigung versagen muß, wo es sich um Aufnahme einer Anleihe für kirchliche Zwecke handelt. Wir können diesen Gemeinden Erleichterung schaffen durch Gaben des Gustav-Adolf-Vereins zur Schuldentilgung; aber zu leugnen ist nicht, diese Bewilligungen der Liebesthätigkeit bilden denn doch nur einen Notbehelf, und es wäre hohe Zeit, durch wirksamere Mittel diesem Notstand zu steuern.*)

3

Es giebt innerhalb des deutschen Reiches kein Gebiet, in dem die evangelische Diaspora unter so schwierigen Verhältnissen zu leben hätte wie in der Ostmark. Die Vereinsamung dieser deutschen Glaubensgenossen unter der polnischen Bevölkerung tritt uns vor Augen, wenn wir hören, daß im Bezirk der neuen Pfarrei Dolzig in Posen 270 Evangelische wohnen, die sich inmitten von 7000 katholischen Polen auf 34 Ortschaften über zwei Quadratmeilen verteilen, und unter ihnen das Städtchen Dolzig mit seinen 1000 Einwohnern etwa 90 Evangelische zählt. Gerade bei dieser Vereinsamung ist es eine falsche Sparsamkeit, wenn man bei dem Bau der evangelischen Kirchen in neu zu gründenden Gemeinden, wie es leider nur zu oft geschieht, auf die Errichtung des Kirchthurms verzichtet, wodurch auch schon äußerlich die Armut, unter der sie zu leiden haben, den Glaubensgenossen vor Augen gestellt wird, die die stattlichen katholischen Kirchen der Polen vor sich sehen. Zu einer besseren Ausgestaltung der evangelischen Diasporakirchen können die Gustav-Adolf-Vereine Viel beitragen, wenn sie, nachdem der Baufonds einmal eine gewisse Höhe erreicht hat, ihre weitere Bewilligung an die Bedingung knüpfen, daß von nun an ihre Gaben „für den Bau des Thurms“ oder „für die innere Ausstattung (namentlich die Orgel)“ verwendet werde.

Westpreußen ist in diesem Jahr bei der Gustav Adolf-Stiftung mit 87 Gesuchen, Posen gar mit 128 erschienen. Im Einzelnen sind die Bitten überaus verschiedenartig. Mit wenigen hundert Mark kann schon manches der Anliegen erledigt werden. Anderwärts sind es Beihilfen für aufgenommene Schuld, die erbeten wurden, geringfügig in ihrem Betrag, aber bei zunehmender Verarmung der Gemeinde aus ihrer eigenen Kraft nicht zu bestreiten. Dann wieder handelt es sich um neuabgezweigte Gemeinden, in denen für den jungen Pfarrer ein Unterkommen nur zu finden ist in den Lehmhütten der Polen oder vielleicht beim jüdischen Schankwirt. Wenn überhaupt Räume mietweise zu bekommen sind. Es müssen Pfarrhäuser gebaut werden. Das Hoppendorfer Pfarrhaus ist endlich fertig geworden, aber in Brodden (Posen), in Grünthal (Westpreußen) und an so viel andern Orten sieht es nicht besser aus. Zu wundern braucht man sich dann nicht, wenn heute in einer Gemeinde der Provinz Posen, die erst sechs Jahre besteht, bereits der fünfte Pfarrer amtiert. Wo immer zu neuen Gemeindebildungen geschritten wird, müssen auch wieder die engen Schulzimmer zur Abhaltung der Gottesdienste benutzt werden. In einem solchen Raum, der kaum

*) Daß die Ansiedelungskommission mit Hemmnissen aller Art zu kämpfen hat, ist bekannt. Neu aber ist eine Thatsache, die der Reichsbote, 1901 Nr. 110, jüngst mitgeteilt hat: In Posen hat die Ansiedlungskommission auf ihren neuen Dorfschaften Kirchen und Pfarrhäuser erbaut — aber sie stehen zum Gaudium der Katholiken leer, weil die Kirche kein Geld hat, um Pfarrer anzustellen, und der Staat kein Geld dazu hergiebt, obwohl er weiß, daß das Deutschtum in der evangelischen Kirche seine Pflegerin hat. Das komplizierte Räderwerk in der preußischen Staatsverwaltung greift eben so nicht in einander, wie es geschehen müßte, um ein so groß angelegtes Werk, wie das der Ansiedelungskommission, in genügender Weise zu fördern. Zudem giebt es politische Kreise, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, die Arbeit der Ansiedelungskommission zu hindern.

hundert Personen Platz bietet, hatten in Kladau (Kreis Danziger Höhe) am Karfreitag 1899 sich 135 Abendmahlsgäste eingefunden. Und oft sind diese Gemeinden noch froh, wenn sie die Schulräume ungestört von polnischem Fanatismus benutzen können. Kommt es dann endlich zum Kirchbau, den die Gemeinde lange ersehnt hat, um die engen niedrigen Schulzimmer verlassen zu können, so schließt keine ab, ohne eine für ihre Steuerkraft hohe Schuldenlast auf sich zu nehmen. So besitzt Villisaß im Kulmerland jetzt seine schmucke neue Kirche, aber auch 22 000 Mk. Schulden, Argenau in Posen, dem ein eigenes Pfarrhaus dringend not thäte, 24 000 Mk. Kirchbauschuld. Aber nicht bloß neuen Gemeinden sind Kirchen und Bethäuser zu bauen. Stendsitz, im westpreußischen Kreise Karthaus, verbreitet jetzt ein Flugblatt, das im Lichtdruck das dortige Bethaus wiedergibt. Als die Gemeinde gestiftet wurde, war es nach unendlichen Schwierigkeiten gelungen, einen Polen zum Verkauf seines Grundstücks zu bringen. Die darauf befindliche Scheune wurde notdürftig zum Bethaus eingerichtet und als solches ist sie jetzt acht Jahre im Gebrauch. Die wurmstichigen Balken des Unterbaues können das auf ihm liegende Strohdach nicht mehr tragen, und der hier im Frühjahr und Herbst tobende Sturmwind mit Regen hat schon mehr als einmal ein ganzes Fachwerk aus der Lehmwand herausgespült. Noch schlimmer sieht es in Posen aus: in Altsorge, Beutschen, Breetz, Radusch, Schubin droht die Baupolizei, die jetzt noch in Benutzung befindlichen Gotteshäuser wegen Baufälligkeit zu schließen. Es sind alte Fachwerkbauten, meist erbaut mit kärglichen Mitteln bald nach der Besitzergreifung der Provinz durch Preußen; und keine dieser, mit Ausnahme von Radusch, durchweg alten Gemeinden vermag aus eignen Mitteln allein den Neubau durchzuführen.

In solcher Notlage befindet sich die evangelische Kirche in einem Lande, dessen katholische Bevölkerung gestärkt wird durch das täglich sich mehr kräftigende polnische Nationalbewußtsein. Die römische Kirche, mit reichem Kirchengut ausgestattet und gestützt durch die zahlreichen Niederlassungen verschiedener Orden und Kongregationen erscheint dort in einer Macht, die gar wohl die evangelischen Deutschen mutlos machen kann, und nur der Gegensatz der Nationalität vermag ihnen einen Schutz zu verleihen gegen die dort entfaltete Macht der Papstkirche.

4

Um den Diasporagemeinden der Ostmark in dem ungleichen Kampf, den sie zu bestehen haben, mehr Halt zu verleihen, sind im Lauf der letzten Jahrzehnte eine Anzahl evangelischer Anstalten: Waisenhäuser, Krankenhäuser, Diakonissenstationen, vor allem aber Konfirmanden- und Diasporahäuser gestiftet worden. Es muß nachgeholt werden, was andre Gegenden der Diaspora seit fünfzig Jahren und länger schon besitzen. An erster Stelle sei hier an Sampohls gedacht; dort im Schlochauer Kreis hat Pfarrer G. Endemann mit überaus bescheidenen Mitteln ein Konfirmanden- und Waisenhaus gegründet; dauernd untergebracht sind dort vierzehn Waisenkinder, zu den zweimal im Winter stattfindenden Konfirmandenkursen wurden je fünfzehn Kinder auf sechs bis sieben Wochen vereinigt. Wenn diese Kinder hier so aufgenommen werden, daß sie der Umgebung im Elternhaus nicht entfremdet werden, so erkennt man schon hieraus, wie hier ein Mann waltet, der mit Wohl und Wehe seiner Glaubensgenossen aufs engste vertraut ist und die Anstalt mit frommem Sinn und praktischem Geschick unter schwierigen äußeren Verhältnissen zu leiten weiß. Für Westpreußen wirkt diese Anstalt, der bei der weiten Diaspora eine Vergrößerung dringend nötig wäre, in großem Segen; sie bedarf aber regster Unterstützung und Hebung ihrer Mittel. Die Waisenhäuser von Neuteich und die Stiftung des Evangelischen Bundes in Groß-Tillitz sind hier noch zu nennen und neben ihnen die unter ähnlichen Verhältnissen im ostpreußischen Ermland wirkenden umfangreichen Braunsberger Anstalten unter Schavallers Leitung. In Posen ist zwar vom Evangelisch-kirchlichen Hilfsverein eine stehende Konfirmandenanstalt in Wolfskirch gegründet worden; aber das Bedürfnis nach solchen Anstalten ist in der weiten Diaspora der Provinz ein so großes, daß auch fernerhin die fliegenden Konfirmandenanstalten in vollem Umfang weiter bestehen müssen. Diese Einrichtung, die seiner Zeit zuerst in den russischen Ostseeprovinzen aufgekommen war, hat sich bewährt und wird wohl auch bald in andern Teilen der Diaspora zur Einführung gelangen. Nicht ungenannt bleiben soll hier auch das Diaspora-Waisenhaus des Alldeutschen Verbandes, Neu-Zedlitz.

5

Es ist ein weites Gebiet der Diaspora, das wenigstens nach einigen Seiten hin geschildert wurde. Alljährlich muß der Schriftführer des Zentralvorstandes auf diese Nöte in einem besonders eingehenden Abschnitt seines Berichtes hinweisen. Gleichwohl wird von den einzelnen Vereinen den Nöten der Glaubensgenossen in der Ostmark die Beachtung nicht geschenkt, die sie verdienen. Das Interesse der großen Masse der Bevölkerung wendet sich immer mehr den Vorgängen im Westen und Süden, als denen im Osten unseres Vaterlandes zu. Daß unsre deutschen Glaubensgenossen in der Ostmark in schwerem Kampfe gegen das katholische Polentum stehen, darüber läßt man sich wohl auf so mancher Versammlung des Gustav-Adolf-Vereins von einem der dort Seßhaften berichten, aber nur ein paar der Hauptvereine haben die dem Protestantismus im Osten drohende Gefahr völlig begriffen. So kommt es, daß die nach dem Osten gespendeten Gaben ganz wesentlich hinter den alljährlich aufgestellten Voranschlägen des Zentralvorstandes zurückbleiben. Besser bedacht wird noch Westpreußen, vielleicht weil es mit den Nachbarprovinzen in regerem Verkehr steht. Der Posener Hauptverein hatte in dem Jahresbericht 1899 nur fünf Gemeinden zu verzeichnen, die in dem abgelaufenen Jahr über 1000 Mk. erhalten hatten, in dem Jahresbericht 1900 sieben. Damit vergleiche man die Summen, die rheinischen oder westfälischen Gemeinden zufließen. Die Gaben kommen langsam, die Reihen der Gemeindeglieder lichten sich; kein Wunder, wenn dann mancher Bericht kleinmütig ausfällt oder auch ein bitteres Wort darüber enthält, daß andre Teile der Diaspora so viel besser behandelt werden. Es sind dies Klagen, die bis zu gewissem Grade berechtigt sind. Die große Gefahr, die im Osten dem Deutschtum und mit ihm dem Protestantismus droht, wird auch heute noch von Vielen unterschätzt.*)

Rudolf Weil

Der Evangelisch-soziale Kongreß in Braunschweig

3

Den letzten der angekündigten drei Vorträge hielt Staatsminister a. D. Freiherr von Berlepsch über „Soziale Entwicklungen im ersten Jahrzehnt nach Aufhebung des Sozialistengesetzes“. Der Redner begann mit dem Bekenntnis, daß er in der Weltgeschichte eine Fortentwicklung zum besseren, geistig höheren Dasein fände, die in ihm den Glauben an Gottes Gerechtigkeit und Weisheit stärkte. Eine soziale Entwicklung bedeute also für ihn die Entwicklung zum Besseren in sozialer Hinsicht. Hat diese soziale Entwicklung in dem vergangenen Jahrzehnt Fortschritte gemacht, hat sie stillgestanden oder ist ein Rückschritt zu verzeichnen? Es handelt sich um Deutschland und um die deutsche Arbeiterbewegung.

Wie hat die Aufhebung des Sozialistengesetzes auf die soziale Entwicklung eingewirkt? Hat sie den sozialen Frieden befördert, ist der Haß gegen die bestehende Gesellschaftsordnung in der Arbeiterschaft gewachsen, oder ist das Verlangen gestiegen, mit friedlichen Mitteln zum ersehnten Ziel zu gelangen? Hat der Arbeiter angefangen, Verständnis für die Art des modernen nationalen Staates zu bekommen? Nur zehn Jahre sind seit der Aufhebung jenes Gesetzes vergangen, und also ist der Zeitraum zu kurz, um ein abschließendes Urteil zu erlauben, aber es giebt Symptome, die einen Schluß auf das Wahrscheinliche zulassen.

*) Unsers Erachtens müßten die Landeskirchen als solche für ihre bedrohtesten Glieder viel mehr thun. Der Gustav-Adolf-Verein müßte nach innen entlastet werden, damit er die großen Aufgaben draußen fester in Angriff nehmen könnte. D H

Das Sozialistengesetz vom 21. Oktober 1878 hatte den ausgesprochenen Zweck, die sozialdemokratische Partei und ihre Propaganda zu vernichten. Man glaubte, ohne Gewalt der sozialistischen Bewegung nicht Herr werden zu können, und darum verbot man ihre Vereine und ihre Versammlungen, verhängte den kleinen Belagerungszustand über die großen Industriezentren und ging rücksichtslos und mit Energie gegen jedes Aufflackern der sozialdemokratischen Gesinnung vor. Die auf diesen Kampf nicht eingerichtete Partei war für den Augenblick auch wirklich zersprengt. Ihre Zeitungen wurden konfisziert, ihre Litteratur wurde unterdrückt. Alle Beiträge wurden verboten, 900 Menschen wurden ausgewiesen, 1500 zu Gefängnisstrafen verurteilt. Zunächst schien die Partei zerstört zu sein. Aber sie war es nicht. Im Geheimen, mit dem Glanze des Martyriums geschmückt, warben ihre Anhänger immer neue Genossen; und auch unter nicht sozialdemokratischen Arbeitern wuchs ins Ungemessene die Erbitterung über das Gesetz, das je länger je mehr jede soziale Bewegung mit polizeilicher Maßregelung bedrohte. Als die zwölf Jahre des Sozialistengesetzes vergangen waren, stand es fest: die Mittel der Gewalt hatten Fiasko gemacht, die Sozialdemokratie war mächtiger als je! Mit dem Fall des Gesetzes kamen dann die kaiserlichen Erlasse vom Jahre 1890. Sie nahmen den Grundgedanken des Erlasses vom 17. November 1881, jener großen That Kaiser Wilhems I., wieder auf, und stellten neben die gesetzliche auch die wirtschaftliche Gleichberechtigung des Lohnarbeiters als Grundsatz auf. Von hier aus datiert die neue Phase in der Geschichte der modernen Arbeiterbwegung.

Wie hat sich seitdem die Sozialdemokratie entwickelt? Sie als die Vertretung der Lohnarbeiter hat unser besonderes Interesse. Hat sie an Verbreitung abgenommen, ist sie auf einer gewissen konstanten Höhe angelangt? Die Statistik zeigt ein ständiges Wachstum der Zahlen:

1890	1 427 000	Stimmen
1893	1 783 000	„
1898	2 113 000	„

Aber aus diesen großen Zahlen lassen sich keine Schlüsse zu Gunsten der Gewaltpolitik ziehen, wie man vielleicht denken könnte. Der Prozentsatz der Anschwellung ist nämlich bedeutend gesunken, wie diese Tabelle zeigt:

Im Jahre	1871	gab es	113 000	Stimmen		
„	1874	„	351 000	„	Wachstum	211 %
„	1877	„	493 300	„	„	40 %
„	1878	„	437 000	„	Verminderung	11 %
„	1881	„	312 000	„	„	29 %
„	1884	„	550 000	„	Wachstum	76 %
„	1887	„	763 000	„	„	39 %
„	1890	„	1 427 000	„	„	80 %
nach drei Jahren:	1893	„	1 783 000	„	„	25 %
nach fünf Jahren:	1898	„	2 113 000	„	„	27 %

Gerade die Wahl von 1890 ist der schlagendste Beweis gegen das Sozialistengesetz. Ohne Zweifel sind unter ihm die staatszerstörenden Tendenzen verstärkt, der Groll der arbeitenden Klassen gegen den Staat ist leidenschaftlicher geworden. Ob die Sozialdemokratie heute auf dem Höhepunkt ihrer Ausdehnung angelangt ist, läßt sich schwer sagen. Die großen Industriestädte hat sie fast vollständig erobert; insofern dürfte auf ein unerwartet großes Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmenzahl kaum zu rechnen sein. Stellenweise ist dagegen ein Stillstand, ja hin und wieder eine erhebliche Abnahme der sozialistischen Begeisterung zu verzeichnen.

Wichtiger als die Untersuchung des äußeren Fortschrittes der Sozialdemokratie ist die Frage nach ihrer inneren Entwicklung: Ist die Richtung auf die Revolution noch immer vorhanden? Das Programm von Erfurt 1891 ist noch ganz marxistisch gehalten, und die Hauptsätze vom Zukunftstaat, vom Klassenkampf, von der Diktatur des Proletariats, von der Verelendung der arbeitenden Klassen kehren auch heute noch immer wieder. Die prinzipielle Anerkennung dieser Parteidogmen ist unverändert geblieben. Hieran hängt ja auch die beinahe religiöse Sehnsucht der Partei; dies ist ihr Glaube an ein diesseitiges Paradies, der auf die Massen wirkt und das kräftigste Zugmittel der Partei ist. Ohne diese gläubig aufgenommenen Lehren kann die Partei, wie sie ist, nicht fortbestehen, ohne sich selbst aufzugeben, und viele Zeit wird noch verstreichen, bis das Ziel der Arbeiterbewegung an anderer Stelle gefunden und das Programm danach umgeändert werden wird. Selbst die Kritiker der Partei, v. Vollmar und Bernstein, haben das revolutionäre Ziel noch nicht aufgegeben. Sie gießen Wasser in die schäumende Begeisterung, sie spotten über die Ideologen unter den waschechten Marxisten, aber sie wissen selbst nur zu genau, daß noch Generationen vergehen können, bis das Proletariat reif genug geworden ist, um Gegenwartsarbeit unter der heutigen Gesellschaftsordnung zu treiben. Einstweilen sind diese Kritiker von erfreulichstem Einfluß. Vollmar zuerst hat in seinen Eldoradoreden im Jahre 1890 Vorschläge und Forderungen für die Gegenwart — trotz des revolutionären Zieles — aufgestellt und in der jüngeren Generation kluge und begeisterte Nachfolger wie Heine, Auer, Schippel gefunden. Als wissenschaftlicher Kritiker von Bedeutung steht ihm vor allem Eduard Bernstein zur Seite, ein Veteran der Partei, der in unzähligen Aufsätzen, Streitschriften, Büchern grundlegende marxistische Sätze kritisiert und umgebildet hat. Noch sind diese Ansätze zu friedlicherer Entwicklung gering und im Keimen begriffen, aber die alten Führer fühlen dennoch die Gefahr, die dem marxistischen Parteiprogramm daraus entstehen kann. Daher sind sie zum Gericht über die Neuerer geschritten; aber als man in Hannover zu Gericht sitzen wollte, war die Partei der Neuerer bereits so groß, daß der Opportunismus Sieger blieb.

Eine gute Bürgschaft für eine friedliche Fortentwicklung der Arbeiterbewegung bilden auch die Gewerkschaften. Diese sind freilich immer ein Sorgenkind der orthodoxen Marxisten gewesen, und niemals hat es an Intriguen und Anfeindungen ihrer Leiter gefehlt. Aber immer deutlicher ist es gerade den hervorragenden Gewerkschaften geworden, daß ihre Zukunft auf der strengsten Neutralität in politischer und religiöser Hinsicht besteht, wie dies von Elm, Legien und Andere mehr immer wieder in neuerer Zeit betont und versichert haben.*)

Endlich tragen zu einer allmählichen Versöhnung der widerstreitenden Klassengegensätze auch die Gewerbegerichte bei, in denen Arbeitgeber mit Arbeitnehmern zusammen tagen. Die Befürchtung, daß es bei dieser Einrichtung zu einer Klassenjustiz kommen würde, hat sich nicht erfüllt; man darf im Gegenteil von einer allmählichen Erziehung der Arbeiter zur Rechtsprechung reden. Jedenfalls ist ein Zusammenarbeiten der beiden Interessentenklassen nicht nur möglich, sondern so fruchtbringend, daß sich der Arbeitskreis der Gewerbegerichte allmählich und immer mehr erweitert. An die Stelle des Kampfes ist damit der friedliche Ausgleich getreten unter grundsätzlicher Anerkennung der Gleichberechtigung der Arbeiter. Neben den Einigungsämtern beginnen die unparteiischen Arbeitsnachweise sich jetzt durchzusetzen. Nachdem die Vorurteile auf beiden Seiten überwunden sind, ist auf Seiten der Arbeiter aller Widerstand geschwunden, die Arbeitgeber halten noch mit ihrer Zustimmung zurück. Aber auch hier ist von der Zukunft nur Gutes zu hoffen.

Wie verhalten sich heute die gebildeten Klassen zur Arbeiterbewegung? Der Reichstag ist für eine Gewaltpolitik auf keinen Fall mehr zu haben, das Schicksal der Zuchthausvorlage hat das aufs deutlichste erwiesen. Dagegen zeigen soziale Anträge aus den verschiedensten Parteien über Arbeiterschutz, über das Vereinsrecht, über das Korporationsrecht der Arbeiterverbände, daß das soziale Verständnis auf beinahe allen Seiten des Hauses im Wachsen begriffen ist. Ein glänzender Beweis dafür war, daß der Konfektionsarbeiterinnenstreik in Berlin die allgemeine Sympathie des Reichstages hervorrief. Auch die Kommunen haben sich energischer der sozialen Frage zugewendet. Ueberall steht die Wohnungsfrage auf der Tagesordnung, und ihr gesellt sich die Frage nach der Versorgung der Arbeitslosen im Winter zu. Unter den Gebildeten außerhalb des Reichstages und der Stadtverwaltungen sind es auch nicht mehr nur

*) Neuerdings wieder Segitz auf der fünften Generalversammlung des deutschen Metallarbeiterverbandes in Nürnberg am 30. Mai.

Einzelne, die sich für soziale Dinge interessieren, sondern bereits Viele, eine stattliche Zahl warmherziger Vaterlands- und Arbeiterfreunde. Es sind Vereine entstanden, die sich die soziale Frage zum Gegenstand ihres Nachdenkens und Verhandelns gewählt haben und, unbekümmert um die wechselnde Gunst der öffentlichen Stimmung, mit Ernst ihrer Aufgabe nachgehen. Gerade der Evangelisch-soziale Kongreß, der durch seine weitherzige religiöse Grundlage besonders heftige Gegner von rechts und links bekam, ist hierin von segensreichstem Einflusse gewesen und wird ohne Zweifel ein sittlicher Machtfaktor auch in der Zukunft der evangelischen Kirche sein. Ihm gesellt sich in neuester Zeit die Gesellschaft für soziale Reform zu, die vor zehn Jahren so, wie sie aus Männern fast aller Parteien zusammengesetzt ist, nicht möglich gewesen wäre.

Was hat uns also die soziale Entwicklung der letzten zehn Jahre gebracht? Die sozialdemokratische Partei ist freilich nicht zurückgegangen und ihr marxistisches revolutionäres Programm ist immer noch in Wirksamkeit. Aber es sind Strömungen ganz verschiedener Herkunft und Art am Werke, die nicht mehr unterdrückt werden können und den Keim zu friedlicherer Gestaltung in sich tragen. In den gebildeten Ständen unsres Volkes ringt sich die Anerkennung immer mehr durch, daß das Streben der lohnarbeitenden Klassen nach Gleichberechtigung gesund und berechtigt sei, und daß man ihnen auf jede gesetzliche Weise helfen müsse. Grollend, unversöhnlich und ohne jedes Verständnis für die moderne Arbeiterbewegung, schroff ablehnend ist nur noch ein kleiner Teil der Vertreter der Großindustrie, aber auch diese haben das Gefühl, daß sie im ganzen Volke isoliert seien.

So dürfen wir hoffen! In zehn Jahren ist genug erreicht worden, und ganz anders schaut heute die Arbeiterwelt aus wie 1890. Noch ist die Gleichberechtigung des Arbeiters ganz nicht durchgesetzt, noch ist nicht überall verstanden, daß die Arbeiter keine Wohlthaten wollen, sondern ihr gutes Recht, Gerechtigkeit. Daran zu arbeiten, bleibt der Zukunft überlassen, auch für den Christen eine schöne Pflicht. Denn wenn wir beten: Dein Reich komme! — was ist das Andres, als daß wir zugleich geloben, was an uns ist, himmlische Kräfte und Ordnungen auf Erden durchführen zu helfen, mit Mängeln freilich, aber in ehrlicher Arbeit, und so auch Gottes Reich zu fördern, eine Lebensaufgabe, der wir uns mit ganzem Herzen hingeben!

Die Gedanken dieser mit brausendem Beifall aufgenommenen Rede sind den Lesern der Christlichen Welt nicht fremd; sie bilden die sachliche Grundlage zu der Beurteilung der Sozialdemokratie, die von jeher in der Christlichen Welt üblich gewesen ist. Auch den Besuchern des Evangelisch-sozialen Kongresses werden diese Ausführungen nicht viel Neues geboten haben. Was die Herzen höher schlagen ließ, was den Beifallssturm entfesselte, war vor allem die Person des Redners. Und da war es nicht allein die feine, vornehme, sachliche Art seiner Ausführungen, die unmittelbar überzeugend wirkten, auch nicht der Gedanke an seine segensreiche Thätigkeit als preußischer Handelsminister, die von großem sozialen Erfolge begleitet war: was die jubelnde Zustimmung weckte, war doch vor allem das Bewußtsein, daß hier einer von den Männern stand und redete, die — einflußreich und klug — mit wachsamen Blicken die soziale Bewegung in unsrem Vaterlande verfolgen, unbekümmert um die jeweiligen Parteien und Stimmungen von oben und unten sorgsam prüfend und jederzeit zur Hilfe und zur fördernden Arbeit bereit. Ich mußte einmal an den treuen Eckart denken, als ich Herrn von Berlepsch da reden hörte, und ich meine, daß aus dem Beifall, der ihm und seinem Korreferenten, Professor Hans Delbrück, gezollt wurde, beide Männer den Dank auch für ihre sonstige arbeiterfreundliche Thätigkeit heraushören sollten. Es war das erste Mal, daß ein Staatsminister aus seiner Amtserfahrung heraus zu dem Kongreß gesprochen hat. Möchte das Wort Adolf Wagners, der auch auf diesem Kongreß hervorragend thätig war, in Erfüllung gehen: Vivat sequens!

Rudolf Hermes

Gewesene Menschen

1

Es ist keine appetitliche Gesellschaft, diese „gewesenen Menschen." Man bringt die saubere Haut und das sichere Herz in ihrer Nähe in Gefahr. Doch hat man das heutzutage ja auch gar nicht mehr nötig. Wir haben den Verein gegen Hausbettelei und andre Vereine, die das Wohlthun so angenehm leicht machen, weil sie Haut und Herz wenig affizieren. Wir kommen vielleicht bald dahin, daß es dem Einzelnen einfach zur sittlichen Pflicht gemacht wird, sich nicht mehr persönlich in Berührung zu bringen mit all den „gewesenen Menschen", sonst auch Strolche und Vagabunden genannt. Dafür sind ja die vielen Organisationen der Liebesthätigkeit da. Ist aber einer noch nicht so gut organisiert und diszipliniert, daß ihm doch noch manchmal das Herz und auch der Geldbeutel durchgeht, kann es geschehen, daß der Hausvater einer „Herberge" oder dergleichen ihm väterliche Vorhaltungen macht wegen ganz unangebrachter Weichherzigkeit — mir ist es schon öfter vorgekommen —, denn sie unterstütze in Wahrheit nur Faulheit und Liederlichkeit. Wir bekommen immer mehr soziale Organisationen, die das Wirken von Mensch zu Mensch überflüssiger machen und es „Berufsarbeitern" übertragen. Je mehr soziale Institutionen, um so sozialer die Gesellschaft. So sagt man wenigstens oft. Ich glaube: wäre das Christentum überhaupt tot zu kriegen, hätte es grade an manchen seiner Institutionen zu Grunde gehen müssen. Daß aber alle die wohlgemeinten sozialen Institutionen das soziale Gewissen des Einzelnen zu töten vermögen, ist schon deshalb nicht unwahrscheinlich, weil das Soziale von Natur nicht so stark ist wie das Religiöse, das alle Quälereien der Vergesellschaftung immer noch glücklich überstanden hat. Freilich auch nicht, ohne dafür Viel an Kraft, Eigenart und Schwung hingeben zu müssen.

Es wird nachgerade schwierig, einen rein menschlichen Kontakt zwischen dem Glied gebildeter Stände, das seine Beiträge und Interessen irgendwelchen organisierten Liebesthätigkeiten in vierteljährlichen Raten prä- oder postnummerando leistet, und den Parias der Gesellschaft herzustellen. Es sind doch auch gar zu empfindliche Menschen, diese „gewesenen Menschen." „Heutzudage bilden sich selbst de Stromer wat in." So ein Wesen nimmt es womöglich noch übel, ist man gerade nicht gut bei Stimmung und zeigt das, wenn es auftaucht. Ich denke mir, manche dieser Leute haben Leben und Menschen so über und über wund gemacht, daß sie schon Schmerzen empfinden, wo wir Wohlgepflegten noch gar Nichts spüren. Auch giebt es genug Romantiker unter ihnen, die im Grund ihrer Seele unsere Seßhaftigkeit und das ganze geordnete Wesen verachten. Wir mögen ihnen vorkommen wie bequeme Schnecken, die immer ihr Haus und ihre gesicherte Position bei sich haben, um bei jeder Gefahr, jedem rauhen Luftzug gleich hineinkriechen zu können. Solche Romantiker verbergen ihre Geringschätzung selbst dann nicht, wenn ihnen der Magen bellt, oder um in ihrer Sprache zu reden: wenn sie Kohldampf schieben. Sind die „Tippelbrüder" aber nicht empfindlich, sondern kriecherisch wie geprügelte Hunde, ekeln sie uns auch an. Sie haben es nicht leicht, diese „gewesenen Menschen", es uns Menschen recht zu machen.

Vor Kurzem ist bei Bruno und Paul Cassirer, Berlin 1900, ein Buch erschienen, das den Titel Vagabonden führt und Stromer und ähnliche Leute schildert. 354 Seiten. 3,50 Mk. Es erscheint mir vor andern ähnlichen deshalb so wertvoll, weil sein Verfasser, Hans Ostwald, als Goldarbeiter lange Zeit fast in ganz Deutschland „tippelte" und so das Leben und Treiben der Landstreicher kennen lernte wie Wenige. Aus diesem Buch möchte ich Einiges mitteilen.

2

Mit Staat und Gesellschaft stehen die Vagabunden auf Kriegsfuß. Im Kriege pflegen alle Waffen recht zu sein, auch wenn er nicht von Vagabunden geführt wird. Sie nur nach ihrem Leben im Kriege zu beurteilen, wäre ungerecht. Billiger-

weise muß man zusehen, wie sie unter sich sind. Da erfährt man in unserm Buch oft manches Erfreuliche über diese Gestalten, von denen wir meist nur das verlumpte, vertrunkene Aeußere zu sehen bekommen. Schon die Sprache läßt Mancherlei im Innern der Vagabunden erkennen, was zu dem Aeußeren nicht gleich passen will. Bezeichnungen wie Vater Weiß (Winter), Sänftling (Bett) sind einfach schön. Mehr noch kommt der Humor zu Wort in Ausdrücken wie Trittchen (Stiefel), Weitchen (Hosen), Klinken putzen (betteln) u. a. Schon etwas kräftiger ist er in Worten wie in Dreckschwalbe (Maurer), Galgenposamentierer (Seiler), Hobeloffizier (Tischler), Teckel (Gendarm), Putz (Polizist), Reichskäfer (Ungeziefer). Es steigert sich dann bis zu Shakespearescher Ungeniertheit.

Mehr interessieren uns die sozialen und moralischen Zustände dieser Gesellschaft außerhalb der „Gesellschaft."

Nun, es giebt auch hier Standesunterschiede. Aeußerlich gesehen, könnte man zwei Stände unterscheiden: solche die keine Bienen (Ungeziefer) an sich haben, und solche, die davon geplagt sind. Jene repräsentieren sozusagen die besitzende Klasse, die die armen mit „Bienen" behafteten Gesellen oft schlecht genug behandelt. Sie muß es freilich, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, deklassiert zu werden, was ja durch „Bienen" schnell genug eintreten kann. Anders gesehn, besteht ein großer Unterschied zwischen denen, die erst seit kurzer Zeit tippeln, denen, die schon lange tippeln und keine genügenden Ausweispapiere mehr besitzen, und den gebornen Tippelbrüdern, zumal wenn sie gar von alter Tippelfamilie stammen. Diese sind für den Dichter am interessantesten, während die beiden andern Arten mehr die Teilnahme des Ethikers erregen werden.

Erfreulich ist es zu sehen, daß wenigstens in dieser Gesellschaft die Pralhänse in der Regel sehr schlecht fahren. Dagegen hat sie mit andern Gesellschaftsschichten gemein, daß auch hier der Neuling, der homo novus, zunächst nur komisch genommen wird, Lachen und Spott erregt. Nur tritt das natürlich gröber, handfester hervor als in der guten Gesellschaft. Auch fehlt es bei den Vagabunden nie an Gutmütigen, die dem Neuling zurechthelfen mit Rat und That, daß er sich nicht allzulange in den geselligen Sitten und Anstandsregeln dieser Schicht vergreift. Macht man bei uns Besuche, um Eingang zu finden in eine bestimmte Gesellschaft, so genügt hier als Ausweis und Visitenkarte das Wort: Kenn, Kunde, kenn! Erkennen wir den Studierten äußerlich an der Brille, der Kommentkenntnis, dem Latein und Aehnlichem, so gilt als äußeres Erkennungszeichen in diesem Kreis, daß man mit den Fingerknöcheln der rechten Hand auf den Tisch schlägt. Begrüßen wir ein Mitglied unserer Gesellschaft durch Hutabnehmen, so begrüßt man sich bei den Vagabunden durch die Formel: Kenn, Mathilde!

Man sieht, auch diese Gesellschaft hat ihre Regeln und Formeln. Selbst Antisemitismus findet sich. Daß deutsche Vagabunden auch ihre besondere „Ehre" haben, ist selbstverständlich.

Wie sehr Sittlichkeit und Sitte zusammenhängen, eins aus dem andern werden kann, und wie stark beide sozial bedingt sind, sieht man hier wieder einmal recht deutlich. Derselbe Vagabund, der allen Lug und Trug einem Putz oder Teckel gegenüber anwendet, ist ehrlich bis zur Selbstaufopferung seinen Standesgenossen gegenüber. Derselbe Vagabund, der mit seinen Standesgenossen garnichts darin findet, auf Kohl (Schwindel) zu fechten, gerät in helle moralische Entrüstung, wenn ein Kunde nicht offen und ehrlich gegen ihn ist:

Det wäre ooch woll noch schöner, uns hier die Hucke vollschwindeln! Nee, hier, bei uns, kann jeder die Wahrheit sagen. Deshalb biste für uns nich weniger.

Diebstahl unter einander scheint sehr selten zu sein, obwohl die Versuchung oft recht groß ist. Namentlich wenn es sich um die Ausweispapiere handelt, könnte ein Diebstahl, der überaus leicht zu bewerkstelligen ist, Manchen vor der linken Winde (Arbeitshaus) bewahren, dem Schrecken aller Schrecken; nicht so sehr wegen der Arbeit an sich als vielmehr wegen der peinlich, Stunde für Stunde eingeteilten und zudiktierten Arbeit. So ein feiger Dieb ist in den Augen jedes ehrlichen Vagabunden ein Lump wie andere Lumpen in andern Ständen.

Noch Einiges zur Vagabundenmoral. Einer findet endlich wieder Arbeit. Er ist überglücklich. Aber er hat einem andern, einem Neuling, versprochen, mit ihm zu tippeln aus Mitleid mit seinem Ungeschick. Er sagt das gleich seinem neuen Arbeitgeber und behält sich vor, erst dann wirklich die Arbeit zu übernehmen, wenn der Neuling ihn auch freigiebt. Ein Mann, ein Wort! Als der junge Kunde das dann sofort thut, steckt ihm der Erfahrene gewaltsam noch alles erbettelte Geld zu. Er ist ja so glücklich, er hat ja nun Arbeit, da braucht er kein erbetteltes Geld mehr. Geradeso bezeichnend ist es, daß derselbe Neuling sich die Gunst aller älteren Kunden erwirbt, weil er einem Andern vom kärglichen Mahl abgiebt.

Moralisch am tiefsten stehen entschieden die Schicksen (weibliche Tippler). Auch hier bewahrheitet sich der Satz, daß Frauen, die fallen, in der Regel schneller und tiefer fallen als Männer. So wird denn der Neuling von den erfahrenen Kunden oft sehr eindringlich vor den Schicksen gewarnt. Und doch, auch unter ihnen finden sich genug, die ihre bessere Natur nicht ganz verleugnen können. Manche sorgen für ihren Liebhaber bis zu Selbstaufopferung. Alles lassen sie sich gefallen, wenn sie nur einen Zigarrenstummel für ihren Kunden, der gerne raucht, ergattern können. So grotesk solche Züge oft sind, so menschlich schön sind sie im tiefsten Grunde. Auch mancher Kunde hält treu zu seiner Schickse. Ich wollte nur, es fänden sich in allen Ständen recht viele junge Leute wie der junge Bursche, der mit einer Schickse tippelt und sagt, als er einem Dritten nicht recht traut:

Sone Kerle kriegen 't fertig un verjreifen sich an ne anständige Frau . . . . Da hilft blos Eens; immer jleich rechts und links: Man nich zimperlich.

Fragen wir schließlich noch: was treibt die Menschen auf die Landstraße? Sieht man von den gebornen Tippelbrüdern ab, so thun sich bei der Frage Abgründe auf. Arbeitslosigkeit vor allem, dann Krankheit und Alter sind Schuld. Andre treibt irgend ein leichtsinniger Streich aus dem Elternhaus auf die Straße, und sie gehen zu Grunde, „weil sie sich schämen, einzugestehen, wie schlecht es ihnen geht." Wieder Andre bringt eine untreue Frau, Familienelend so weit.

Un nu sag mal, wat hat denn det Leben noch for 'n Wert, wenn man nich mal Treue verlangen kann? — Nee, nee, ick will ooch weiter nischt als een Sticke Brot un 'n Nachtlager — det Andre — äh det is ja wie ne dinne Eisdecke uffn Fluß — man denkt, sie trägt — na, un is man druff — jawoll, da kracht man in!

Ich habe damit nur einiges Wenige aus dem Buch hervorgehoben, dessen Wert weniger in der romanhaften Einkleidung, in der Kunstform liegt als in seinen naturgetreuen Schilderungen.

3

Dichterisch höher steht das Buch von Maxim Gorki: Verlorene Leute. Deutsch von A. Scholz. Berlin, Bruno und Paul Cassirer 1901. 351 S. 3 Mk. Es enthält Erzählungen, deren Helden Vagabunden sind. Auch Maxim Gorki, das Pseudonym für Alexej Peschkow — Gorki heißt der Bittere — kennt diese Leute genau, hat er doch als Sohn eines armen Tapezierers in Nischnij-Nowgorod seine ganze Jugend vagabundierend verbracht, oft genug in der Verzweiflung dem Selbstmord nahe, bis er sein starkes dichterisches Talent entdeckte und dann bald bekannt wurde. Unsere Teilnahme für den Dichter wird nicht geringer, wenn man erfährt, daß er jetzt, weil er den Protest russischer Schriftsteller gegen das Gebahren der russischen Behörden gegenüber den Studentenunruhen mitunterzeichnete, und wegen einiger satirischer Erzählungen, die diese russischen Ereignisse geißeln, eingekerkert wurde, um vielleicht wiederum ganz und gar zu den verlornen Leuten zu zählen, denen sein Dichten gehört. Wörtlich übersetzt heißt übrigens der Titel unsrer Novellensammlung nicht verlorene Leute, sondern „Gewesene Menschen". Dem Uebersetzer erschien dieser Titel wohl zu undeutsch, zu gesucht. Ich fand ihn so bezeichnend und gut, daß ich mit ihm diese Zeilen überschrieb.

Fünf Erzählungen enthält der Band. Gerade in den kürzeren, den vier letzten, offenbart sich Gorkis dichterisches Können am reichsten. In der ersten, längeren Erzählung, die dem Buch den Titel gab, wird die künstlerische Einheit ein

wenig gestört durch zu viel Reflexionen und Abschweifungen. Des Dichters mitleidvolles Herz kann da nicht genug Worte finden.

Auch Gorki verschönt oder idealisiert seine Vagabunden nicht. Aber noch mehr als Ostwald zeigt er die menschlich schönen, sittlichen Regungen in ihren verwilderten Seelen. Da ist Jemeljan Piljaj, ein Mensch zum Fürchten, ausgedörrt, verhungert, aber nie ohne Humor. Er erzählt seinem Leidensgefährten Maxim aus seiner Lebens- und Leidensgeschichte. Wie er einmal auszog, von der Not zum Aeußersten gebracht, einen reichen Kaufmann auszurauben und zu erschlagen, um statt dessen ein armes Mädchen vor dem Selbstmord zu retten. Da ist Kain, ein Mensch wie ein Stier, vor dessen Fäusten sich selbst die angesehensten Raufbolde fürchten. Einmal aber thun sich Alle gegen ihn zusammen und verprügeln ihn so, daß sie ihn für tot liegen lassen. Ein kleiner verachteter Jude, Artem, nimmt sich des Halbtoten an und pflegt ihn. Zum Dank dafür schützt ihn der wiedergenesene Kain vor allem Volk, das bisher dem schwächlichen Kleinen immer übel mitspielte. Aber auf die Dauer kann der Riese den Schwächling nicht um sich haben. Er muß ihm einfach physisch zuwider werden. Es ist prächtig geschildert, wie diese Erkenntnis langsam, schwerfällig in dem dumpfen Gehirn des Stiernackigen aufdämmert, wie Mitleid und Dankbarkeit kämpfen gegen das unerträgliche Unbehagen, das Artem Kain verursacht und ihm das Leben verekelt. Er bringt dann Artem dazu, sich wieder von ihm zu trennen. Da ist der alte Spitzbube Tschelkasch mit dem bösen Wolfsgesichte, der von gefährlichem Schmuggel lebt und sich für eine Nacht einen tumben Bauernburschen dingt, daß er ihm helfe. Wie hat der durch alle Gossen geschleifte Tschelkasch seinen grimmen Spaß und doch zugleich seine helle Menschenfreude an dem unerfahrnen Bauerngemüt. Und welche Enttäuschung muß er an dem unschuldigen Gawrila erleben, den die jäh erwachte Habgier fast zum Mörder Tschelkaschs werden läßt. Wie entsetzen sich Beide darüber! Es ist psychologisch wohl die feinste der fünf Erzählungen, deren erste uns gleich mit einer ganzen Gesellschaft gewesener Menschen bekannt macht. Menschenruinen, wo unter allem Schutt doch noch ein Fünklein Göttliches lebt. Und schließlich die alte Isergil, die in ihrer Jugend von Hand zu Hand ging, um im Alter wie eine der Nornen in den Steppen Bessarabiens unter dem jungen, unerfahrnen Volk zu leben, aus ihrer Jugend erzählend und alte, halbvergessene Sagen raunend, von Danko, der sich sein Herz aus der Brust riß, um mit ihm, dem vor Liebe lodernden, seinem Volk, das er liebt, auch wenn es ihn töten will, als es sich im Urwald verirrt hat, voranzuleuchten.

Man lese selbst dies Buch, das ein begabter Dichter aus einem Herzen voll tiefen Mitleids mit den Verlornen, seinen Brüdern, geschrieben hat.

Das Buch von Ostwald wird zunächst die sozial Interessierten fesseln. Den Arbeitern der inneren Mission hat es noch sein Besonderes zu sagen, auch wenn man ihm nicht in Allem zustimmt. Gorkis Buch wird mehr die dichterisch Interessierten beschäftigen. Beide Bücher haben allen denen gar Manches zu sagen, die nicht nur eine Pumpvorrichtung, sondern ein Herz in der Brust haben. Natürlich wenden sie sich nur an Erwachsene. Beide beweisen, daß das Göttliche im Menschen nicht tot zu kriegen ist. Kann es sich nicht innerhalb unsrer gesellschaftlichen Ordnungen in diesen Menschen bethätigen, sammelt sich seine Kraft im Geheimen, um plötzlich hervorzubrechen wie ein gewaltsam zurückgestauter Strom. Sind ihre Laster grob, ungeschlacht, scheußlich, so sind ihre Tugenden oft stark, hinreißend. Nein, es sind keine *gewesenen* Menschen, es sind Menschen wie wir. In gar Manchem lebt Dankos Herz.

Und welche Erfahrungen machen sie mit uns?

Wenn euch Hunger plaget,
Und wollt fechten gehn,
Müßt ihr erst gar klüglich
Nach den Fenstern sehn.

Sitzt mit Stern und Orden
Drin ein großer Herr,
Zieht nur schnell vorüber,
Der giebt selten her ....

Sitzt ein reicher Bauer
Da, ein feister Tropf, —
Wahret euern Rücken,
Wahret euern Kopf.

Seht am Hüttenfenster
Ihr ein Mütterlein —
Giebt euch gern ne Gabe,
Ist sie auch nur klein.

Schaut ihr einen Stutzer,
Mit bebrilltem Blick —
Brauchts Geld zum Verschwenden,
Da bleibt nur zurück.

Doch wo Kinder spielen,
Kinder, hold und klein,
Hei! da regnets Batzen!
Brüder, frisch hinein!

So lautet eines der Vagabundenlieder aus Ostwalds „Vagabonden“.

Hans Fischer

Die Heilungen der Christian Scientists

Besonders charakteristisch für die Sekte der Christian Scientists ist der Glaube an die Möglichkeit der Heilung aller seelischen und körperlichen Krankheiten durch göttlichen Einfluß.

Mrs. Eddy behauptet in ihrem Hauptwerke, daß sie anfangs allmählich durch ihre Experimente in der Homöopathie an den materiellen Heilmethoden irre wurde. Sie schreibt:

Die medizinischen Forschungen und Experimente der Verfasserin haben ihren Geist für die Metaphysik der Christlichen Wissenschaft vorbereitet. . . . Ihre Experimente in der Homöopathie haben ihr bezüglich materieller Heilmethoden Zweifel eingeflößt. Jahn zählt, vom Aconit bis zum Zincum Oxydatum die allgemeinen Symptome und charakteristischen Zeichen, welche verschiedene Heilmittel erfordern, auf. Aber das Medikament ist bis zu einem Grade verdünnt, daß keine Spur von ihm mehr bleibt. So erkennen wir, daß es nicht das Medikament ist, welches die Krankheit vertreibt oder eines ihrer Symptome ändert. Die Verfasserin hat natrum muriaticum (gewöhnliches Salz) verdünnt, bis nicht eine Spur mehr davon zurückblieb. Das Salz hatte seinen Geschmack verloren, und doch hat sie mit einem Tropfen dieser Verdünnung in einem Becher Wasser, und einem Theelöffel voll des Wassers, der alle drei Stunden gereicht wurde, einen Patienten, der sich im letzten Stadium des Typhus befand, geheilt. Die höchste Verdünnung der Homöopathie — die wirksamste — geht von der Materie zum Geiste über, und es wird dadurch ersichtlich werden, daß der Geist oder das Metaphysische die Heilung vollzieht und das Medikament selbst nicht wirksam ist. (Science and Health S. 46)

Nachdem die Gründerin der Christian Science derart zum Glauben an die Heilwirkungen des Geistes hingeleitet worden, überzeugte sie sich durch das bereits berichtete Erlebnis persönlich von der direkten Einwirkung des Gottgeistes und begann nun mit Begeisterung ihre Erkenntnis und Erfahrung zum Besten der Menschheit zu verbreiten. Die Hauptprinzipien der Christian Science mit Bezug auf geistige Heilung sind nach den „Klarlegungen“ der Mrs. Eddy und ihrer Anhänger folgende:

Jeder Mensch könnte sich durch inniges Gottvertrauen selbst heilen. Jedoch sind Manche durch Schwäche oder Schmerz verhindert, sich in die heilenden Gedanken hineinzuleben. Es kann dann ein Andrer die Heilung vollziehen, zumal in uns allen derselbe Geist lebt und wir infolgedessen unbegrenzten Einfluß auf einander haben.

Nach Ansicht der Stifterin der Christian Science war Jesus Christus, der sich stets der Einheit mit dem Vater bewußt war, im eigentlichsten Sinne Lehrer und Heiler der leidenden und irrenden Menschheit.

Mrs. Eddy weist jedoch darauf hin, daß Christus nicht behauptete, die heilende Kraft sei auf seine Person allein beschränkt, sondern seinen Jüngern lehrte, daß sie dieselben, ja sogar noch größere Werke vollbringen könnten als er, und unter Anderm verhieß: Die Zeichen aber, die da folgen werden denen, die da glauben, sind: In meinem Namen werden sie Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden, Schlangen vertreiben und so sie etwas Tötliches trinken, wird es ihnen nicht schaden; auf die Kranken werden sie die Hände legen, so wird es besser mit ihnen werden (Mark. 16, 17 f.).

Bis ins dritte Jahrhundert wurde dann auch das christliche Heilen mit dem christlichen Lehren verbunden. Erst als die reine Lehre Christi allmählich in der Institution der Kirche verloren ging, entschwand auch die geistige Heilkraft, — die dann erst wieder im Jahre 1866 durch Mrs. Eddy entdeckt wurde.

Christentum, wie Jesus es lehrte, war nicht ein Glaubensbekenntnis oder ein System von Zeremonien, oder eine spezielle Gabe eines ritualistischen Jehovah, sondern es war der Beweis des göttlichen Prinzips, das den Irrtum bannte und die Kranken heilte, nicht allein im Namen Christi oder der Wahrheit, sondern in Demonstration derselben. . . . Jesus gründete seine Kirche und erfüllte seine Mission auf einer spirituellen Basis von christlicher Heilswirkung. Er lehrte seinen Jüngern, daß seine Religion ein göttliches Prinzip habe, das den Irrtum bannen und die Kranken und Sünder heilen würde. Er nahm keine Erkenntnis und Wirksamkeit, keine Lebensbethätigung getrennt von der Gottheit in Anspruch. Trotz der Verfolgung, der er sich hierdurch aussetzte, gebrauchte er seine göttliche Macht, um die Menschen sowohl körperlich wie geistig zu erlösen. (S. 29)

Jesus heilte die Kranken und belehrte seine Schüler im Allgemeinen über das Göttliche. Aber er hinterließ keine bestimmte Regel zu heilen und die Krankheit zu verhüten. Ihre Entdeckung blieb der Christian Science vorbehalten.

Ganz entschieden tritt Mrs. Eddy der Annahme entgegen, daß die Heilungen der Christian Science nur psychologisch zu erklären seien. Wir werden darauf noch in dem Abschnitte über das Verhältnis der „Christlichen Wissenschaft" zum Mesmerismus, Suggestionismus und Spiritualismus zurückkommen. Hier mögen vorerst nur folgende Sätze aus der Vorrede zu Science and Health Platz finden:

Viele glauben, daß die Phänomene des physischen Heilens in der Christlichen Wissenschaft nur eine Phase in der Wirksamkeit des menschlichen Geistes darstellen, die in unerklärlicher Weise die Heilung der Krankheit im Gefolge hat. Im Gegenteil erklärt die Christliche Wissenschaft in rationeller Weise, daß alle andern pathologischen Methoden die Früchte des menschlichen Glaubens an die Materie, an die Werke nicht des Geistes, sondern der fleischlichen Seele sind, die der Wissenschaft gehorchen muß. Die physische Heilung der Christian Science kommt jetzt wie zur Zeit Christi von der Thätigkeit des göttlichen Prinzips her, vor dem Sünde und Krankheit ihre Realität im menschlichen Bewußtsein verlieren und mithin ebenso natürlich und notwendig verschwinden, als die Finsternis dem Lichte weicht und Sünde der Erneuerung. Sie ist jetzt, wie damals, nicht übernatürlich, sondern höchst natürlich. Sie ist identisch mit den „mächtigen Werken", die das Zeichen von Immanuel oder „Gott mit uns" waren; sie ist ein stets vorhandener Einfluß auf das menschliche Bewußtsein . . .

Wenn man die gelegentlichen Aeußerungen der Religionsstifterin über die falschen Annahmen der kranken Sterblichen in Betracht zieht, so kann man nur aufs lebhafteste bedauern, daß die wahre Lehre der Christian Science nicht schon längst über die ganze Erde verbreitet wurde, zum Segen aller Patienten und zur heilsamen Belehrung der unglaublich thörichten sterblichen Vertreter materieller Heilmethoden, die wahrlich sich eines Verbrechens schuldig machen, wenn sie sich nicht baldigst mit der göttlichen Therapie beschäftigen und als Christian Scientists zur Aufklärung der Menschheit wirken.

Es ist ja geradezu unglaublich, was sich die Sterblichen in ihrer grobstofflichen Borniertheit alles einbilden. Man höre nur:

Du sagst, eine Beule ist schmerzhaft; aber das ist unmöglich, denn Materie ohne Geist ist nicht schmerzhaft. Die Beule manifestiert nur deinen Glauben an Schmerz durch Entzündung und Anschwellen; und du nennst diesen Glauben eine Beule (S. 46 f.)

Wenn die Sterblichen behaupten, daß gewisse Verhältnisse in der Atmosphäre Katarrh, Fieber, Rheumatismus oder Lungenschwindsucht verursachen, so werden diese Wirkungen folgen — nicht wegen des Klimas, sondern infolge des Glaubens. (S. 385)

Wenn die Lungen verschwinden, so ist das nur eine der Annahmen des menschlichen Geistes. Der sterbliche Mensch wird weniger sterblich sein, wenn er erkennt, daß die Lungen niemals die Existenz erhalten haben und daß sie niemals Gott zerstören können, der unser Leben ist. Wenn das verstanden ist, wird die Menschheit gottesähnlicher sein . . . Berichtige den materiellen Glauben durch geistiges Verständnis, und der Geist wird dich neu schaffen. Du wirst nie mehr etwas fürchten, als Gott zu beleidigen und niemals glauben, daß die Lungen oder irgend ein Teil des Körpers dich vernichten können . . . Gieb alle Annahmen bezüglich deiner Lungen, Tuberkeln, ererbten Lungenschwindsucht, oder Krankheit, die aus irgend einer Ursache entstanden sein soll, auf, und du wirst finden, daß der sterbliche Geist, wenn er von der Wahrheit belehrt ist, der göttlichen Macht gehorcht, die den Körper zur Gesundheit lenkt, genau so wie der Irrtum den Fuß hindern kann, zu gehen oder die Hand antreiben kann, zu stehlen. (S 423)

Sehr eingehend beschäftigt sich die Religionsstifterin mit der Nahrungsfrage um ihre Jünger, die etwa bei ihren Mahlzeiten noch durch „sterbliche" Vorurteile geplagt sein sollten, zu beruhigen. So schreibt sie:

Du sagst, du habest nicht gut geschlafen oder habest zu viel gegessen. Du bist dir selbst ein Gesetz. Indem du so sagst und es glaubst, wirst du nach dem Maß deines Glaubens und deiner Furcht leiden. Deine Leiden sind nicht die Strafe dafür, daß du ein materielles Gesetz übertreten hast, denn es war ein Gesetz des sterblichen Geistes, das du übertreten hast. Du sagst oder denkst, weil du Salzfisch zu dir genommen hast, daß du durstig sein mußt und du bist demnach durstig, während der entgegengesetzte Glaube das entgegengesetzte Resultat gehabt hätte. (S. 384)

In Wahrheit hat die Nahrung keinen Einfluß auf die wahre Existenz des Menschen; das wird selbstverständlich, wenn wir erkennen, daß Gott unser Leben ist. Da Sünde und Krankheit nicht Qualitäten der Seele oder des Lebens sind, hoffen wir auf Unsterblichkeit; aber es würde thöricht sein, uns über unser gegenwärtiges Verständnis hinauszuwagen, thöricht, das Essen aufzugeben, ehe wir nicht an Güte zugenommen und einen klareren Begriff des lebendigen Gottes gewonnen haben. An jenem vollkommenen Tage der Erkenntnis werden wir weder essen um zu leben, noch leben um zu essen. . . . Wenn die Sterblichen glauben, daß die Nahrung die harmonischen Funktionen des Geistes und Körpers stört, muß entweder die Nahrung oder dieser Gedanke aufgegeben werden. Was soll geschehen? Wenn diese Annahme nicht aufgegeben wird, so kann sie schließlich so weit führen, daß die Menschen infolge des Mangels an Nahrung sterben; denn die Strafe ist derart mit dem Gedanken gepaart. Je weniger wir von der Hygiene wissen oder darüber nachdenken, desto weniger sind wir der Krankheit ausgesetzt. Bedenke, es ist nicht der Körper, sondern der sterbliche Geist, der vorgiebt, daß die Nahrung unverdaut sei. Nicht die Materie setzt dich von körperlichen Störungen in Kenntnis, sondern der sterbliche Geist, und dieses pseudo-mentale Zeugnis kann nur durch die besseren Resultate des entgegengesetzten Zeugnisses zerstört werden . . . Wenn Gott — wie herrschende Theorien annehmen — Gesetze aufgestellt hat, daß die Nahrung das menschliche Leben erhalten soll, kann er diese Bestimmungen nicht durch ein entgegengesetztes Gesetz, daß die Nahrung der Existenz feindlich sein soll, zurücknehmen. (S. 387 ff.)

Nimm die allgemeine Voraussetzung an, daß die Nahrung es ist, die das Leben erhält, und es folgt daraus die Notwendigkeit einer andern Annahme in entgegengesetzter Richtung, — nämlich, daß die Nahrung das Leben vernichten kann, durch ihre Unzulänglichkeit oder Exzesse, in Qualität und Quantität. Das ist ein Beispiel des zweideutigen Charakters aller materiellen Gesundheitstheorien. Sie widersprechen sich selbst und vernichten sich selbst, sind ein Reich, das in sich geteilt ist. Wenn die Nahrung das Leben erhält, kann sie es nicht zerstören. (S. 387)

Diese Bemerkungen dürften zum Teil wohl auch für moderne Suggestionisten bei hygienischen Konsultationen Interesse bieten.

Nicht unerwähnt wollen wir die von Mrs. Eddy konstatierte Thatsache lassen, daß sogar für Geschäftsleute die Praxis der Christian Science vorteilhaft werden kann:

Der Begriff Wissenschaft, recht verstanden, bezieht sich nur auf die Gesetze Gottes und seiner Regierung des Universums, den Menschen eingeschlossen. Daraus folgt natürlich, daß Geschäftsleute gefunden haben, wie die Christliche Wissenschaft ihre physischen und geistigen Kräfte fördert, ihre Auffassung des Charakters erweitert, Scharfsinn und Verständnis und eine Gewandtheit verleiht, welche ihre gewöhnliche Geschäftsgewandtheit übersteigt. Der menschliche Geist wird, von dieser Wissenschaft erfüllt, elastischer, ist fähig zu größerer Ausdauer, geht etwas aus sich selbst heraus und bedarf weniger Ruhe. Eine Kenntnis der Wissenschaft des Seins entwickelt die latenten Fähigkeiten und Vermögen der Menschen. Sie erweitert die Denksphäre, indem sie den Sterblichen Zutritt zu weiteren und höheren Kreisen giebt. Sie erhebt den Denker in seine heimatliche Atmosphäre von Einsicht und Scharfsinn. (S. 21 ff.)

Bei der unerwartet raschen Verbreitung der „Christlichen Wissenschaft" in Amerika konnte es natürlich auf die Dauer nicht ausbleiben, daß Konflikte zwischen den Heilern und materiellen Medizinern entstanden, die zu gerichtlichen Konsequenzen führten. Im Allgemeinen sind aber die Christian Scientists bis jetzt glimpflich behandelt worden. Der oberste Gerichtshof des Staates Rhode Island hat seinerzeit in einer Anklage gegen einen Christian Science Healer entschieden, daß das System des Christian Science Healing legal und moralisch sei. Es heißt in der Entscheidung: „Gebete für die, welche krank sind, oder Worte der Ermutigung für sie, oder die Lehre, daß Krankheit verschwinden wird und physische Vollkommenheit als ein Erfolg des Gebetes erreicht werden wird, oder daß die Menschheit in Harmonie mit der Gottheit gebracht werden kann

durch rechtes Denken und einen festen Entschluß, auf die lichte Seite des Lebens zu blicken, konstituieren nicht die Praxis der Heilkunde im gewöhnlichen Sinne. Es können daher auch die auf sie bezüglichen Gesetze und Gebote auf die Christian Science keine Anwendung finden.“

Die Zeitschrift Law Notes hat sich (November 1898) anerkennend über dieses Urteil ausgesprochen und dazu bemerkt: „Man kann nicht mit Gewißheit behaupten, daß die Christian Scientists Charlatans sind. Wenn menschliches Zeugnis glaubwürdig ist, sind von ihnen wirkliche Kuren vollzogen worden und ist zum mindesten durch ihre Thätigkeit Leidenden, die von gewöhnlichen Aerzten für unheilbar erklärt wurden, Seelenfriede gebracht worden. Der positive Wert der von der Christian Science erlangten Erfolge ist nicht dogmatisch oder verächtlich bei Seite zu setzen; aber selbst wenn die Doktrin als haltloser Aberglaube erklärt wird, so haben doch ihre Anhänger ein konstitutionelles Recht, das, was ihnen als ein System der Wahrheit erscheint, festzuhalten und zu befolgen.“

Allerdings hat die Christian Science nicht immer eine so tolerante Beurteilung gefunden. Gelegentlich äußerte man sich recht skeptisch und abfällig über sie und die Religionsstifterin selbst. Als Kuriosum sei hier noch abschließend folgende Bemerkung über Mrs. Eddy erwähnt, die vor kurzem zur Entrüstung aller Anhänger der neuen Sekte im „Apologeten“ zu lesen war:

Sie will sogar absterbende Knochen wieder in den normalen Zustand bringen, und doch hat sie sich die Zähne ziehen lassen durch Dr. Fleicher, North Main St., Concord N. H. Was aber alle ihre Glaubensforderungen vollends haltlos macht, das ist, daß sie die schmerzlose Methode — also ein Betäubungsmittel — bei der Operation anwenden ließ.

Ch Th

Neue Zeitschriften

Neue Zeitschriften — Wochen-, Monats- und Vierteljahrsschriften — schießen wie Pilze aus der Erde. Da im allgemeinen nicht gleichzeitig ein Bankerott der alten zu beobachten ist, bedeutet diese Erscheinung ein auffallendes Wachstum idealgeistiger Bestrebungen. Denn das bloß politische Interesse oder vollends die Neugier auf Tagesneuigkeiten wird durch die Tageszeitungen befriedigt; den in größeren Zeiträumen erscheinenden Blättern eignet irgendwie eine Tendenz auf Sammlung, Vertiefung oder Verbreiterung der Interessen. Dem naturgemäß oberflächlicheren Zuge der Tagesschriftstellerei tritt eine Publizistik mit wachsendem Erfolge zur Seite, die ihr Publikum und seine Bedürfnisse nach irgend einer Seite hin ernster nimmt.

Ein Moment hat bei diesen Neugründungen gelegentlich seine Rolle gespielt, das wir wenigstens erwähnen wollen. Die Parole Los von Berlin! wurde ausgegeben. In Hamburg erschien „Der Lotse“, in Köln „Deutsche Stimmen“, in Frankfurt a. M. „Das freie Wort“. Eine viel gewanderte Halbmonatsschrift „Die Gesellschaft“, begründet von Michael Georg Conrad 1885 in München, kehrte unter nunmehriger Leitung unseres gelegentlichen Mitarbeiters*) Dr. Arthur Seidl 1901 aus Berlin an den Isarstrand zurück und erhofft von der Berührung des Heimatbodens ein neues Aufblühen.

Auffallend ist nun und gerade unsrer Aufmerksamkeit wert, welchen breiten Raum in den neu gegründeten Zeitschriften die religiösen oder an das Religiöse rührenden Aufsätze einnehmen. Vor zwanzig, dreißig Jahren lehnten die führenden Wochen- und Monatsschriften dieses ganze Stoffgebiet ab. Vorangingen mit besserm Beispiel die „Preußischen Jahrbücher“. Seit Delbrück ihr Leiter ist, erscheint je länger je sichrer kein Heft, das nicht dem Theologen und den religiös Interessierten Wertvolles brächte. Noch vor zehn Jahren mieden „Die Grenzboten“ Alles, was nach Kirche und Theologie aussah; das ist ganz anders geworden. Gewisse Zeitschriften verharren ja noch auf der alten Linie, aber kaum eine, die nicht wenigstens gelegentlich Ausnahmen zuließe.

*) Vgl. 1893, Nr. 41—45: Richard Wagners Stellung zum Christentum.

„Deutsche Stimmen“ nannte ich schon als ein in Köln erscheinendes Organ. Es erscheint im dritten Jahrgang. Männer von der Kölnischen Zeitung, Universitätshistoriker, Theologen vom Evangelischen Bund überwiegen im Mitarbeiterverzeichnis. Wider die katholische Kirche wird ein kulturkämpferischer Ton gepflegt; viel interessantes Material zur konfessionellen Frage, auch aus dem Auslande, wird beigebracht. Wenn ich nach den mir vorliegenden Heften urteilen darf, so erleiden andere Geistesgebiete fast darüber Vernachlässigung. (Köln, Verlag der Deutschen Stimmen. Vierteljährlich 1,50 Mk.)

Für München hat das Jahr 1901 außer der „Gesellschaft“ zwei neue Zeitschriften gebracht. Unter dem Protektorat der Prinzeß Therese von Bayern giebt Fräulein Dr. phil. Barbara Klara Renz eine illustrierte Monatsschrift heraus, betitelt „Völkerschau“ (Verlag der Völkerschau, München, Nordendstr. 6a. Vierteljährlich 1,50 Mk.) Die Zeitschrift will die Fülle des ethnologisch Interessanten in leichtverständlichen Artikeln einem größeren Publikum bieten. Unsre Leserinnen sollten sie schon um der Leiterin willen unterstützen; die Leistung selbst möchten wir erst würdigen, wenn mehrere Nummern vorliegen. Insbesondere wird uns interessieren, in welcher Richtung letztlich das ideale Interesse der Fräulein Dr. liegt. Wie steht sie z. B. zur Missionsarbeit?

Ausgeprägter schon und fertig tritt die andre Münchener Zeitschrift auf den Plan: „Die Religion der Menschheit. Monatsschrift zur Verbreitung der positiven Weltanschauung. Herausgeber Dr. H. Molenaar. Jährlich 3 Mk. Im Selbstverlag, München, Ungererstraße 26 III.“ Auguste Comte, der Begründer des Positivismus, schmückt die erste Seite mit seinem Bildnis. Vielleicht erinnern sich unsre Leser noch des Artikels in Nr. 40 des Jahrgangs 1899: Church of Humanity. Diese Menschheitskirche hat nun also ihre wohl ausgerüstete Zeitschrift auch bei uns in Deutschland. Im Vorwort heißt es:

Die Menschheit läuft Gefahr, mit all ihrer Wissenschaft und Kunst, ihren Riesenmaschinen und Schnelldampfern in völlige Barbarei zurückzuversinken, wenn sie nicht eine den neuen Verhältnissen entsprechende Religion annimmt. Eine solche braucht aber nicht erst geschaffen zu werden; sie besteht seit mehr als fünfzig Jahren...

Zum Schluß ein Appell an alle deutschen Männer und Frauen, „in deren Herzen neben der Liebe zum Vaterlande noch eine reinere und heiligere Flamme glüht, die Liebe zur Menschheit, dem großen Wesen, dem wir Alles danken, dem wir Alles schulden“, und eine dieser Götterverwandlung entsprechende Umdichtung des Liedes „Ich will dich lieben, meine Stärke“:

Dich will ich lieben, großes Wesen,
Dich will ich lieben bis zum Tod;
Und diese Liebe soll erlösen
Mich aus der allergrößten Not.
Dir will ich opfern Hab und Gut,
Mein warmes Herzensblut.

Und so noch zwei Verse. Wir kommen auch auf diese Zeitschrift später zurück. Das Probeheft ist für 80 Pfennige vom Herausgeber zu haben.

Heute vor allem noch Einiges über „Das freie Wort. Frankfurter Halbmonatsschrift für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Herausgegeben von Carl Saenger. Vierteljährlich 2 Mk. Neuer Frankfurter Verlag.“ Der Verlag ist derselbe, dessen „Flugschriften“ uns schon beschäftigt haben und noch beschäftigen werden. Der Herausgeber ist Prediger der freireligiösen Gemeinde in Frankfurt, seit der letzten Wahl Reichstagsabgeordneter der Stadt, Mitglied der demokratischen Partei. Unter den Mitarbeitern wiegen vor Vertreter der ethischen Bewegung und freireligiöse Prediger. Der Stoffkreis der Hefte ist etwa der, dem auch unser besonderes Interesse gilt. Nicht nur viel Antirömisches, sondern religiös geschichtliche, ethische, philosophische, soziale und politische Themen zumeist in religiöser, aber antichristlicher, antikirchlicher Beleuchtung. Buddhistisches wird mit Liebe gepflegt, der Islam warm empfohlen von Ahmed Riza in Paris; sein Artikel schließt:

Der Islam hat in der Vergangenheit eine nützliche Rolle gespielt; auch für die Zukunft hat er noch eine wichtige Sendung zu erfüllen: der Mittler zu sein zwischen den alten Vorurteilen und den positiven Ergebnissen der Wissenschaft.

In der Missionsfrage wird zwar „dem einzelnen Missionar, der den heiligen Beruf in sich fühlt, für seine religiöse Ueberzeugung zu wirken und zu leiden", höchste Achtung nicht versagt. Aber wer der Missionar ist, „der sich als politischer Agent auf die Bajonette seiner Regierung stützt", wird leider nicht deutlich gesagt. Sondern ganz im Allgemeinen wird aufgefordert, der Ausbreitung des Christentums draußen unter den Heiden „mit allen Kräften entgegenzuarbeiten":

Statt den Missionen in der Heimat entgegenzuwirken, wird es viel fruchtbringender sein, in China, in Indien usw. mit Hilfe der einheimischen Presse die Resultate der europäischen Wissenschaft über das Christentum zu verbreiten. . . . Es wäre durchaus nicht unausführbar, aufklärende Schriften über die Lehren der christlichen Kirchen in chinesischer Sprache in China zu verbreiten. . . . Unsere Freidenker müssen sich mehr mit dem heiligen Eifer erfüllen, der die Sendboten der Kirchen auszeichnet.

Prediger Georg Schneider in Mannheim schreibt im vierten Hefte über „Konzessionen des liberalen Protestantismus an den Unglauben." Der Artikel gilt insonderheit dem „Wesen des Christentums" von Harnack:

Uns selber ist das Buch als eine glänzende Rechtfertigung des Unglaubens erschienen und als eine Kriegserklärung gegen die Bekenntniskirche unserer Tage, wie sie schroffer kaum dürfte gegeben werden können.

Der Reichsbote eilt sich, dafür zu quittieren:

Der Mann hat Recht . . . Was als „Wesen des Christentums" übrig bleibt, ist ein Niederschlag von Moral, welche Andere auch dem Buddhismus zuschreiben.

So muß ein Buch sich gefallen lassen, daß ein Jeder herausliest, was er will. — Mir sind all diese freireligiösen Aufsätze der Zeitschrift sehr interessant. Wie oft muß man der Kritik katholisch- oder protestantisch-kirchlicher Zustände beipflichten! Aber wie ist die Stimmung, die Position, von der aus die Kritik geübt wird, eine so völlig andere, als wir sie haben. Ich würde freilich nicht einmal auf den Titel eines „liberalen" Protestanten Anspruch erheben bei allem Anspruch auf das „freie Wort" und den „freien Gedanken". Man mag rechts und links darüber sagen, was man will, wir leben und wurzeln mit all unserem Thun und Denken in dem Glauben an den lebendigen Gott. Glauben und Gott sind die großen Wirklichkeiten, um die sich uns alles Andere bewegt. Ich kann wohl auch einmal sagen: was Jesus vertreten habe, das war „die gemeine Moral." Nämlich im Gegensatz zur levitischen und pharisäischen Moral. Darum geht mir aber Jesus längst nicht auf im Träger einer gemeinen Moral! Ungefähr so kann man auf jener Seite, wenn man durchaus will, Harnack mißverstehen und für den „Unglauben" reklamieren, welchem, offenbar ganz ohne Ironie, das Interesse des Mannheimer Predigers gilt. Vielleicht gefällt es ihm einmal, wenn das „Wesen des Christentums" nicht genügt, in Harnacks Dogmengeschichte dessen Kritik am mittelalterlichen Moralismus und am Sozinianismus und dagegen seine Würdigung Luthers nachzulesen. Dann wird er merken, daß von „Konzessionen an den Unglauben" bei ihm nicht die Rede ist. Es kann aber auch die Aufwärmung der alten Idee, daß bloße intellektualistische Aufklärung uns von Kirchenwahn und Aberglauben erlösen wird, nicht die Spur von Verlockendem für uns haben. Religiöser Wahn fällt schließlich nur durch religiöse Wahrheit; eine minderwertige oder verdorbene Religion kann nur durch eine bessere abgelöst werden. Ruft man den Buddhismus oder gar den Islam zu Hilfe, so hat das noch am ehesten Sinn; aber dann lehre man uns auch Buddhismus und Islam als Religion. Denn anders können sie dem Christentum nicht gefährlich werden. Das beruht auch auf einem Naturgesetz. Ebenso ist die freidenkerische Kritik an den christlichen Kirchen unwirksam. Denn sie verkennt, daß in allen Kirchen, die römische und die orientalischen nicht ausgenommen, religiöses Leben pulsiert. Dieses Leben ist durch Aufklärung nicht totzumachen. Nur die Erhebung auf eine höhere Stufe religiösen Lebens — bei der die Verstandesarbeit ja sehr gute Dienste thun kann — sprengt Kirchen und stürzt Religionen. Der Humanismus thuts allein nicht, es muß Reformation sein.

„Das freie Wort" bedeutet eine beachtenswerte Sammlung des religiösen Freidenkertums; sie wäre ohne ein Wachstum des religiösen Interesses im großen Publikum nicht möglich. Man kann aber auch über diese Zeitschrift nach so kurzem Bestehen noch kein zureichendes Urteil fällen. Insbesondere wird ihr Gedeihen davon abhängen, in welchem Maße es ihr weiterhin gelingt, für die anderen Gebiete des geistigen Lebens tüchtige Mitarbeiter zu gewinnen. R

Verschiedenes

Flugschriften des Neuen Frankfurter Verlags. 1. Der Katholizismus als Prinzip des Rückschritts. Von Citramontanus. 75 Pf. — 2. Mein Austritt aus der katholischen Kirche. Von Dr. theol. C. Schieler, ehemaligem Professor am Priesterseminar zu Mainz. 90 Pf.

Ein Lebenszeichen vom Deutschkatholizismus oder den freireligiösen Gemeinden, in die er sich allmählich umgewandelt hat. Es sind bisher sechs Hefte erschienen, von denen das fünfte unsern Lesern bereits empfohlen wurde: Nr. 18, Sp. 420. Diesen beiden ersten gegenüber muß es leider heißen: „Nichts gelernt und Nichts vergessen!" Es ist noch der alte Deutschkatholizismus, wie er schon zu Ronges Zeiten bestand, sowohl in seiner Stärke wie in seiner Schwäche. Die Stärke liegt in der Polemik gegen Rom, die mit Geschick, Eifer, gelegentlich auch mit etwas Rongeschem Phrasengeklingel geführt wird. Die Schrift von Citramontanus ist, was Polemik betrifft, weit gründlicher als die Schielers. Der Verfasser hat sich in moderner Litteratur eingehend umgesehen und bietet wertvolle statistische Daten für seine These vom Katholizismus als Prinzip des Rückschritts. Nur ein Datum sei genannt: in der Diözese Rottenburg wurden im Jahre 1895 184,216 Mk. lediglich als Steuer für fromme Vereine von den Katholiken bezahlt! Da kann man sich allerdings nicht wundern, daß in der Verschuldungsstatistik die überwiegend katholischen Gegenden an oberster Stelle stehen (siehe die Tabelle S. 29). Was Schieler mitteilt, geht nicht über den Durchschnitt polemischer Broschüren hinaus, mag aber immerhin wie diese seinen Platz behaupten. Biographisches, das uns natürlich besonders interessieren würde, teilt der Verfasser leider nur in einer kurzen „Erklärung statt des Vorwortes" mit. Die weichen von Herzen kommenden Töne, die hier angeschlagen werden, berühren wohlthuend; man erkennt, daß man es mit einem Manne zu thun hat, der aus innerster Ueberzeugung aus der katholischen Kirche austrat und dem es um die Sache, nicht um Personen zu thun ist. Schade, daß der Verfasser uns nicht tiefer in sein Inneres blicken läßt, sondern uns nur kurz sagt, daß ein Protestant ohne jede Absicht der Proselytenmacherei lediglich durch seine Persönlichkeit ihn zum Uebertritt brachte, und daß er diesen in einer reformierten deutschen Gemeinde in Brooklyn vollzog. Hätte der Verfasser hier wie in der Broschüre selbst mehr sein Inneres sprechen lassen, in dem — daran ist kein Zweifel — reiche Kräfte ruhen, seine Schrift wäre dann tiefer und gedankenreicher geworden. Denn von der positiven Kehrseite der Polemik kann man nur sagen: Verzweifelt wenig! Schieler hat einen Abschnitt betitelt: Die Lehre Jesu. Auf fünf Seiten erfahren wir, was die Lehre Jesu nicht ist (nämlich kein Katholizismus), auf neunzehn Zeilen, was sie ist, nämlich: Streben nach Wahrheit und „freie Forschung"! — rein formell ohne irgendwelche inhaltliche Bestimmtheit! Die „freireligiösen" Vorkämpfer kommen hier über verschwommene Allgemeinheiten nicht hinaus.

Walther Köhler

Noch einmal Maxim Gorki. In der Wiener „Zeit" vom 15. Mai erzählt Hans Ostwald Einiges aus dem Leben Gorkis. Danach wurde er 1868 oder 1869 geboren. Das Jahr weiß er selbst nicht mehr genau und meint, es komme darauf ja auch nicht an. Die Eltern verlor er früh und wuchs ohne irgendwelche Schulbildung auf. Sein Großvater lehrte ihn aus dem Psalter lesen. Früh kam er zu einem Schuster in die Lehre. Lange hielt er es da nicht aus und ging zu einem Heiligenmaler, dann als Küchenjunge auf einen Wolgadampfer. Hier gewann er durch den Küchenmeister Geschmack am Lesen, das er bisher verabscheut hatte. Gogol, Heiligenlegenden, Dumas père und Kolportageromane lasen sie da zusammen in ihren Freistunden. Das entzündete in ihm einen solchen Hunger nach Wissen, daß er sich nach Kasan wandte, um dort zu studieren. Völlig mittellos konnte er seine Absicht nicht ausführen und mußte in eine Zuckerbäckerei eintreten, um mit drei Rubeln monatlich sein Leben zu fristen. Er meint, diese Arbeit sei die schwerste seines Lebens gewesen. Er ertrug sie nicht lange und wurde Gelegenheitsarbeiter am Hafen: Gepäckträger, Holzsäger 2c. So sank er wieder ganz ins Vagabundentum und machte schließlich einen Selbstmordversuch. Die Kugel konnte aber wieder entfernt werden. Gorki wurde Obsthändler und las eifrig wissenschaftliche und litterarische Werke. Dann lebte er als Weichensteller, Eisenarbeiter, Kwaßverkäufer. Ein Glücksfall brachte ihn in das Bureau des Advokaten Lanin, der seine Fähigkeiten erkannte und sein Freund wurde. Doch hielt er ein geordnetes Leben nicht lange aus und ging bald wieder wandern. Weite Gebiete des russischen

Reichs durchzog er vagabundierend, immer nur kurze Zeit an einem Ort, als Hirt, als Chorsänger, oder wie es sich gerade traf. So erlebte er selbst die Geschichten, die er später erzählte. Auf den Gedanken, sie niederzuschreiben, brachte ihn ein verbummelter Student. Bald hielt er sich in der Gegend von Tiflis auf, Handlangerarbeiten verrichtend und dichtend. Aufmerksam wurde man erst auf ihn, als der Dichter Korolenko für ihn eintrat. Schnell ist er dann berühmt geworden. Von der Gesamtausgabe seiner Schriften in vier Bänden wurden in einem halben Jahr 16000 Exemplare abgesetzt.

Inzwischen sind bei Bruno und Paul Cassirer, Berlin, zwei weitere Bände seiner Erzählungen deutsch erschienen: Das Ehepaar Orlow und Der Pilger. Jeder Band kostet 2 Mk. Die Helden sind wieder „verlorene Leute" verschiedenster Art, einige weiblichen Geschlechts. Auch hier läßt uns Gorki tief hineinsehen in Herzen, die so viel urwüchsiger menschlich sind im Bösen wie im Guten als die der meisten andern Menschen, weil ihnen nichts Konventionelles anhaftet. Und das große Mitleid, das über allen Büchern der bedeutenderen russischen Schriftsteller steht wie der stille Mond über den weiten, schwermütigen Steppen des Landes, breitet auch über diese Erzählungen einen milden Schein und macht ihr Grausiges erträglich, ihre Bitterkeiten ergreifend. Sie vermehren nicht nur das Wissen vom Menschen, sie vertiefen auch die Liebe zu den Menschen.

In der nächsten Nummer wird eine der Erzählungen mit freundlicher Erlaubnis der Verleger zum Abdruck kommen. Ich denke, schon an ihr werden die Leser selbst erkennen, ob es sich lohnt, die Werke Maxim Gorkis zu besitzen. Hans Fischer

Kleine Mitteilungen. Die Hamburger Nachrichten bringen aus den Veröffentlichungen der Oeuvre de la Sainte-Enfance in China, die von französischen Missionaren betrieben wird, haarsträubende Auszüge. Es heißt da im Junihefte von 1897: „Seit 1884 hatten wir das Glück, 20,552 kleine sterbende Kinder zu taufen, davon 3558 in diesem Jahre. Alle diese kleinen Engel, werden sie oben Nichts wirken für die Bekehrung des ungläubigen China?" 1893 wurde Yünnan von einer Hungersnot heimgesucht. Die Missionare berichten davon in demselben Hefte: „Die Vorsehung hat, es ist wahr, unsere Arbeit sehr vereinfacht, indem sie eine große Anzahl unserer kleinen Kinder in den Himmel rief. Diese vorzeitigen Tode, so betrübend in einem christlichen Lande, sind ein Gegenstand der Freude und des Trostes in diesen heidnischen Gegenden." Einer der Korrespondenten schreibt: „Machen Sie doch einen kleinen Besuch in dem Hause der unbefleckten Empfängniß in Peking. Sehen Sie diese bescheidene Eingangsthür? Sie ist dieses Jahr für eine große Anzahl kleiner Brüder und Schwestern die Pforte des Himmels geworden. 873 kleine Kinder wurden uns, jedes für 45 Cts., an dieser Pforte gegeben, und davon sind 843 gestorben, nachdem sie durch das heilige Wasser der Taufe wiedergeboren waren." (Heft 21, p. 258.) Ein Andrer meldet: „Ein Säugling kostet etwa 5 Francs im Monat. Gewiß, ich flehe zu Gott, daß diese lieben kleinen Seelen uns so bald wie möglich verlassen und zum Himmel fliegen mögen. Aber schließlich, wenn sie schon nicht sterben wollen, muß man sie doch ernähren und aufziehen." Eine einzige dieser Anstalten kann triumphirend berichten, von 12,000 ihr anvertrauten Täuflingen hätten nur 124 oder 125 das erste Lebensjahr erreicht; und ein Bischof Guierry beglückwünscht in denselben Annalen die Missionare des Werkes dazu, daß sie jedes Jahr mehr als 400,000 Kinder in den Himmel schicken.

Die Hamburger Nachrichten bemerken hierzu: „Und die Missionen der anderen Länder, die italienischen, amerikanischen, englischen und — wie wir besorgen — auch die deutschen, kreuzen natürlich ebensowenig müßig die Arme! Und das dauert seit mehr als einem Jahrhundert! Kommentare sind überflüssig." In der That! Kommentare sind überflüssig. Jene Praxis der römisch-katholischen Mission, auch in heidnischen Ländern Kinder zu taufen, ist jedem einigermaßen Missionskundigen bekannt; daß sie Fanatiker zu solchen Scheußlichkeiten wie den aufgedeckten in chinesischen Findelhäusern verführt, ist traurig genug. Aber läßt sich denn unsere Tagespresse über dergleichen von unsern deutschen protestantischen Missionaren belehren? Läßt sie sich angesichts solcher Vorkommnisse auch nur zu einer Andeutung des abgrundtiefen Unterschiedes zwischen protestantischer und katholischer Missionsarbeit herbei? Statt dessen dieser thörichte Appell an die Missionare aller Länder — „auch die deutschen". Das ist nicht mehr anständig. R

An unsere Leser. Vor dem dritten (Ferien- und Reise-) Quartal ist ein Mahnruf an die Freunde, unserm Blatte treu zu bleiben (und das Abonnement rechtzeitig zu erneuern), nicht überflüssig. Wir wiederholen auch die Bitte, die Reisezeit zur Werbung neuer Leser zu benutzen. In alle Hotels, Bäder, Sommerfrischen schicken wir gern während der Saison ein Freiexemplar: man verlange nur! Ueberhaupt, es muß doch einmal gesagt werden, wie Wenige thun Etwas für die Verbreitung unsers Blattes! Von denen, die uns nicht zugethan sind, verlangen wir das ja gar nicht. Wir können auch mit unserm Bestande wohl zufrieden sein. Aber wir sind noch jung genug, um vorwärts zu wollen. Wir möchten gern mindestens die 5000 erreichen. Dazu brauchen wir aber nicht nur dankbare, sondern hilfreiche Leser. Laßt uns nun endlich Thaten sehn! Das Angebot von Zeitschriftenlitteratur aller Art heutzutage bedeutet auch für uns Konkurrenz. Wir wollen das Unsre thun, sie zu bestehen; aber man helfe uns an die Menschen herankommen, denen wir dienen können und möchten! Der Verlag versendet gern unentgeltlich Probenummern an jede empfohlene Adresse. R

Quittung

Für das notwendige Liebeswerk: 10 Mk. von Frl. H, Hannover; je 5 von v. Z, Birgwitz; St, Harford; B, Ostheim. Außerdem gingen durch den Verkauf von Dürers „Christi Klage" nach Abzug der Kosten bisher 43,20 Mk. ein.

Für die Evangelischen in Oesterreich: 60 Mk. von T, Marburg; 12,55 Honorarverzicht von B, Hohenwarsleben; 12 von der Gemeinde Diedenbergen bei Wiesbaden; 10,50 Strafgelder aus einem Briefzirkel durch R, Alt-Raudten; 40 Pf. von Th, Marburg.

Für den Allgemeinen Protestantischen Missionsverein: 22 Mk. von den Gemeinden Wolfsheim und Oberhilbersheim; 2 von R N, Rüttenscheid.

Für die Buren: 1,50 Mk. von E, Niedersteina.

Für die Protestationskirche in Speier: 20 Mk. von der Evangelischen Konferenz in Schlesien. Herzlichen Dank!

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigengebühr
Für die viergespaltene Petitzeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf

Freunde der Christlichen Welt

Magdeburg. Mittwoch 26. Juni 3 Uhr im Gasthof zum weißen Bären: Die Verkündigung Jesu von Gott dem Vater und dem unendlichen Wert der Menschenseele (Harnack S. 40—45).

Kirchlich-Theologische Konferenz für Brandenburg

Berlin: Monatlicher Diskussionsabend Montag, 24. Juni, 8 Uhr: Der Religionsunterricht in der 8klassigen Volksschule. Referent: Provinzial-Schulrat Prof. Dr. Voigt. Restaurant zum Heidelberger, Friedrich- u. Dorotheenstr.-Ecke.

Versammlungskalender

25. 26. Juni Westfälischer Gustav-Adolf-Verein Dortmund
30. „ —7. Juli Missionswoche Basel
8.—27. Juli Ferienkursus Kiel
4.—10. August Wupperthaler Festwoche Barmen-Elberfeld
5.—17. „ Ferienkursus Jena
23.—26. September Kongreß für Innere Mission Eisenach
30. „ 1. Oktober Freunde der Christlichen Welt Eisenach
1.—3. Oktober Gustav-Adolf-Gesamtverein Köln
8.—11. „ Evangelischer Bund Breslau
15.—17. „ Ferienkursus Bonn

Ferienkursus an der Universität in Kiel

Der Ferienkursus an der Universität Kiel, zu dem Damen und Herren, besonders Lehrer und Lehrerinnen freundlichst eingeladen werden, findet vom 8. bis zum 27. Juli d. J. statt. Es werden 12 Vorlesungen und zwei fremdsprachliche Uebungen (Franz. u. Engl.) angekündigt. Vorlesungen werden unter andern gehalten von Prof. D. Baumgarten (Diesterwegs Bedeutung für die deutsche Schule), von Prof. D. Titius (Auslegung und Anwendung ausgewählter Perikopen), von Prof. Dr. v. Schubert (Gang des Christentums durch die Weltgeschichte) und von Prof. Dr. Matthaei (Ueberblick über die neue deutsche Malerei seit Mitte des 18. Jahrhunderts). Außerdem wird gelesen über Volkswirtschaft, Litteratur (Iphigenie u. Tasso), Geschichte, Botanik, Zoologie, Physik, Astronomie u. ev. Psychologie. Teilnehmerkarte, zum Besuch sämtlicher Vorlesungen berechtigend, 20 Mk. Wohnung (möblierte Stube und Morgenkaffee 18—25 Mk. für die ganze Zeit) wird auf Wunsch besorgt.

Anmeldungen an Lehrer P. H. Nissen, Kiel, Holtenauerstr. 38.

Ferienkurse in Marburg a. L. 1901

Die diesjährigen Ferienkurse mit Vorlesungen und Uebungen in deutscher, französischer und englischer Sprache finden in der Zeit vom **8. bis 26. Juli** und vom **4. bis 23. August** statt. Vorlesungen halten die Herren Prof. Bonhoff, Dr. Knabe, Direktor der Oberrealschule, Lic. Knopf, Prof. Kühnemann, Prof. Natorp, Prof. Schröder, Prof. Viëtor, Prof. Dr. Böhmel, Oberlehrer Dr. Schmidt, Privatdozent Dr. Collin; René Delbost, Recitator aus Paris, Prof. Doutrepont, Gallio, officier de l'académie française; Rev. Knapp, M. A. aus Oxford, Rev. Fripp, M. A. aus Mansfield (die beiden letzteren über englische Litteraturgeschichte) und Lektor Tilley. Ausführliche Prospekte werden auf Verlangen vom **Sekretariat der Marburger Ferienkurse**, A. Cocker, Villa Cranston Marburg a. d. Lahn und von Oscar Ehrhardts Universitätsbuchhandlung daselbst unentgeltlich versandt.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Aus den

großen Tagen der deutschen Philosophie

Von

Lic. theol. Samuel Eck,
Pfarrer in Offenbach

Klein 8. 1901. M. 1.80. Gebunden M. 2.60

Inhalt:

1. Kant und die Erhabenheit des Geistes über die Natur
2. Hegel und der Entwickelungsgedanke
3. Schleiermacher und die Selbständigkeit der Religion

Heute wurde uns ein Sohn geboren.
Dachsenhausen
Pfarrer Ernst Bender u. Frau Irma geb. Proffen

Bücher besonders theolog. kaufen und liefern Krüger & Co., Leipzig.
Theolog. Antiquar.-Katalog gratis.

Einzelnummern
Probenummern
direkt vom Verlag der Christlichen Welt

Ausgewählte
Christliche Reden
von
Sören Kierkegaard
Aus dem Dänischen übersetzt von Julie von Reincke
Mit e. Anhang über Kierkegaards Familie und Privatleben nach den persönlichen Erinnerungen seiner Nichte, Fräulein Lund.
Nebst einem Bild K's und seines Vaters. Der Reinertrag ist für ein Isolierhaus am „Elisabethenstift" zu Darmstadt bestimmt.
Eleg. geh. 3 Mk.; Eleg. geb. 4 Mk.
J. Ricker, Verlag, Gießen

Bei Bedarf an Drucksachen Papieren u. Couverts Schreibmaterialien
hole man Preise ein von
Buchdruckerei Bauer, Marburg

WANGEROOG
Nordseebad.
Prospekte versendet
Die Badekommission

Villa Herzberg
Pension und Erholungshaus
in Dornholzhausen bei Homburg v. d. Höhe
fünf Minuten vom Walde am Fusse des 580 m hohen Herzbergs. Ruhige Lage in grossem Garten; herrlicher Blick auf den Taunus und auf Homburg. Mit Homburg durch elektrische Bahn verbunden. Pensionspreis je nach Lage und Grösse der Zimmer 4—7 Mk. Näheres durch die Verwaltung.

Krankenpflegerinnen
vom Roten Kreuz
Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der Krankenpflege widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.
Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

PIANINOS von M. 350.— an
HARMONIUMS von M. 80.— an
Höchster Rabatt. Kleinste Raten. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung. Pianos u. Harm. zu vermieten. Gr. illustr. Katalog gratis-franco
Wilh. Rudolph, Giessen, M. 6.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Monatsschrift für die kirchliche Praxis

Der Zeitschrift für praktische Theologie Neue Folge

In Gemeinschaft mit

D. P. Drews, Professor in Giessen — F. Niebergall, Pfarrer in Kirn — K. Teichmann, Pfarrer in Frankfurt a. M.

und vielen anderen namhaften Vertretern der modernen Theologie

herausgegeben von

Professor D. Baumgarten in Kiel

Erster Jahrgang

Das Juni-Heft ist erschienen

Inhalt:

Notizen
Ueber soziales Predigen. Von Lic. Friedr. Mich. Schiele
Der Schriftbeweis in der Predigt. Von Pfarrer Dr. A. Hoffmann
Noch etwas über Kirchenzucht. Von einem Landpfarrer, Pastor Gastrow
Protestantisches Mönchtum. Von Pfarrer Lic. Schmid
Beiträge zu einer apologetischen Handbibliothek. Einleitende Bemerkung des Herausgebers
I. Eine englische Apologie gegenüber der Naturwissenschaft, besprochen von Hilfsprediger Th. Fengler
II. Eine Apologie gegenüber der Sozialdemokratie, besprochen von Pastor Veeck
Die Bedeutung der Lokalkirchengeschichte. Von Pfarrer Dr. Dechent
Kirchliche Chronik. Von Professor D. Baumgarten

Stimmen der Presse:

„Frisch geschrieben und bedeutend in ihrer Art ist die regelmässige „Kirchliche Chronik" vom Herausgeber. Es ist sehr zu wünschen, dass möglichst viele praktische Geistliche aller Richtungen das neue Unternehmen prüfen und, so weit sie können, unterstützen."
(Allg. Schweizer Ztg. 1901. Nr. 146)

„Eine flott geschriebene „Kirchliche Chronik" von Baumgarten orientirt in vorzüglicher Weise über die neuesten Vorgänge auf kirchlichem und sozialem Gebiet . . . . Das Studium der Aufsätze bringt reiche Anregung für Predigt und Katechese."
(Hessisches Kirchenblatt. 1901. Nr. 8)

„Kein Wunder, dass diese „Monatsschrift" so warmen Beifall und rasche Ausbreitung gefunden hat."
(Ev.-prot. Kirchenbl. f. Baden. 1901. Nr. 17—20)

„Wir sind überzeugt, dass die „Monatsschrift" einem längst empfundenen Bedürfnis in den Kreisen aller nichtorthodoxen Pastoren entgegenkommt und begrüssen ihr Erscheinen auf das wärmste."
(Protestant. 1901. Nr. 6)

Probehefte liefert jede Buchhandlung und der Verlag.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg